Ein zusammenhängender Commentar zum König Oedipus.

„οὔθ' ὁρῶν οὔθ' ἱστορῶν."
Soph. Kön. Oed. 1484.

Versetzen wir uns auf kurze Zeit aus unsern Verhältnissen in das Jahr 429 v. Chr.[1]), aus dem trüben und feuchten Norden unter den strahlenden, wolkenlosen Himmel von Athen!

Der grosse Kampf, der über die Hegemonie von Sparta oder Athen entscheiden sollte, der peloponnesische Krieg, hatte im Jahre 431 mit dem plötzlichen Ueberfall von Platäa durch die Thebäer begonnen. Die Peloponnesier hatten unter Anführung des Königs der Spartiaten, Archidamos, einen Einfall in Attika gemacht und die Gegend um Acharnä verwüstet; als sie aber trotz der Erbitterung, die in Athen hierüber herrschte, ihre Feinde zu einem Ausfalle nicht hatten bewegen können, so zogen sie nach einem Streifzuge durch das ganze attische Land wieder in ihre Heimath zurück.

Furchtbar für die Athener begann das zweite Jahr des Krieges, 430. Denn kaum hatten die Peloponnesier ihren Einfall in das Land erneuert, als ein ganz anderer, unerwarteter und schrecklicherer Feind die unglückliche Stadt verwüstete: die Pest. Sie hatte, wie es hiess, in den heissen Südländern Afrikas, die man unter dem allgemeinen Namen Aethiopien zusammenfasste, ihren Lauf begonnen; dann war sie nach Libyen und Aegypten vorgedrungen und hatte verheerend einen grossen Theil des persischen Reiches durchzogen. Ganz plötzlich zeigte sie sich in Athen, zuerst im Hafenort Peiräeus, dann in der oberen Stadt. Man konnte ihr Erscheinen so wenig begreifen, dass man eine Zeit lang glaubte, die Peloponnesier hätten die Brunnen vergiftet, um ihre Feinde schneller zu vernichten. Der Geschichtsschreiber Thukydides hat sie selbst gehabt; und da er damals schon beabsichtigte, den eben entbrannten Krieg in einem grösseren Werke zu schildern, so beobachtete er an sich selbst genau alle ihre Symptome und Wirkungen: seiner meisterhaften Beschreibung[2]) entlehnen wir die folgende kurze Darstellung der entsetzlichen Krankheit.

---

[1]) Hinsichtlich der Zeit der Aufführung des „König Oedipus" schliesse ich mich K. Fr. Hermann an, ohne ihm aber auf das Gebiet der den politischen Verhältnissen entlehnten Beweisgründe zu folgen. Quaest. Oedipod. S. 27.

[2]) 2, 48—53.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Jahr war arm an andern Krankheiten; die wenigen, die sich vorfanden, verwandelten sich in kurzer Zeit alle in die Pest. Die Meisten wurden, ohne dass sie sich vorher unwohl gefühlt hätten, plötzlich von einer heftigen Hitze des Kopfes befallen; die Augen wurden roth und entzündeten sich; die inneren Theile des Hauptes, Schlund und Zunge, unterliefen mit Blut. Das Athemholen wurde ungewöhnlich erschwert; dann trat heftiges Niesen nebst Heiserkeit ein, und alsbald stieg das Uebel auch in die Brust hinab und bewirkte einen gewaltsamen Husten. Dann ward der Magen ergriffen, Erbrechen und heftige Ergüsse der Galle erfolgten unter grossen Schmerzen. Bei Vielen war auch die Anstrengung zum Erbrechen ganz erfolglos, doch kehrte die Neigung dazu immer wieder und verursachte heftige Zuckungen. Wenn man den Körper von aussen befühlte, so war er nicht etwa sehr heiss und fieberhaft blass; die Haut war roth unterlaufen, bleifarben, mit kleinen Bläschen und Geschwüren überdeckt. Die innere Hitze aber war so furchtbar, dass man selbst die leichteste Bedeckung nicht ertragen konnte. Die meisten Kranken blieben nackt und stürzten sich am liebsten ins kalte Wasser; und an den Brunnen fand man täglich eine Menge Menschen, um die sich niemand kümmerte, von einem unlöschbaren Durste gepeinigt; denn selbst das unmässigste Trinken brachte keine Erleichterung. Dabei stellte sich eine ängstigende Rastlosigkeit ein, da selbst die Nacht keinen Schlaf brachte; und obwohl der Körper bei all den Qualen nicht sichtbar dahinschwand, so starben doch die Meisten unter unsäglichen Schmerzen am siebenten oder neunten Tage an der inneren Hitze. Hatte man diese Zeit überlebt, so warf sich die Krankheit gewöhnlich auf den Unterleib; in den Eingeweiden bildeten sich Geschwüre; ein unheilbarer Durchfall raffte noch die letzten Kräfte hinweg, so dass Viele in Folge dessen an der äussersten Schwäche starben. Ja selbst bei denen, die auch dieses Symptom überstanden, war noch nicht alle Gefahr vorüber. Denn die Krankheit durchdrang, im Kopfe anfangend, den ganzen Körper; und hatte sie die mittleren Theile des Leibes durchwandert, so ergriff sie zuletzt Hände und Füsse, zuweilen auch nochmals die Augen. Viele kamen mit dem Verluste dieser Glieder davon; bei Manchen aber war die Wirkung des Leidens noch schrecklicher: sie verloren das Gedächtniss, so dass sie ihre nächsten Verwandten, ja oft sich selbst nicht erkannten. Die Ansteckung der Krankheit war so giftig, dass Raubvögel und Thiere, welche sonst menschliche Leichname verzehren, die Körper der an der Pest Gestorbenen entweder nicht berührten oder von dem Genusse starben. Ja die Raubvögel verschwanden nach und nach ganz und zogen sich von der Stadt fort; die Hausthiere aber, die mehr an die Menschen gewöhnt sind, wurden gleichfalls von der Krankheit ergriffen. An Heilung und Pflege war in den meisten Fällen nicht zu denken; denn die Arzneikunde, wie jede andre Wissenschaft, erwies sich bei diesem Uebel als unnütz: die Kranken, die ununterbrochen gewartet wurden, starben eben so schnell, wie die ganz Vernachlässigten; die Mittel, die dem Einen Erleichterung schafften, brachten einem Andern den Tod. Körperstärke und Gesundheit, Jugend, Mässigkeit konnten dem Leiden keinen Widerstand leisten; der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Starke ward wie der Schwache, der Jüngling wie der Greis dahingerafft. — So verbreitete sich bald eine entsetzliche Muthlosigkeit: so wie jemand die Vorboten der Krankheit verspürte, war er durch keinen Trost, durch kein Zureden zu beruhigen, sondern gab sich augenblicklich der schrecklichsten Verzweiflung hin. Und weil so Viele bei der Pflege und Wartung der Erkrankten sich ansteckten, so mochte sich bald niemand mehr solchen Liebesdiensten unterziehen: Viele erlagen einsam und verlassen dem Tode; ganze Häuser, in denen die Krankheit gewüthet hatte, blieben öde und unbewohnt. Ja selbst das Wehklagen um den Tod lieber Verwandten unterliess man zuletzt vor Ermattung und Abspannung. Nur die, welche der Krankheit einmal entronnen waren, pries man glücklich: denn denselben Menschen ergriff sie selten zum zweiten Mal, und dann nie lebensgefährlich.

Gerade damals aber ward die Verheerung noch vergrössert durch das Zusammenwohnen einer so ungeheueren Menschenmenge in einem verhältnissmässig geringen Raum; besonders die neu Angekommenen wurden von der Gewalt des Leidens hart ergriffen: sie starben wie die Schafe. Denn sie lebten meist nicht in Häusern, sondern in dumpfen, erstickenden Hütten, die sie in der Eile auf offenen Plätzen erbaut hatten. Hier lagen die Leichen haufenweis übereinander geschichtet; oft sah man Sterbende mitten unter Gestorbenen: denn die Enge des Raums vermehrte die Schnelligkeit und die Gefahr der Ansteckung. In den Strassen wälzten sie sich, unter furchtbaren Schmerzen sich windend; an allen Quellen fand man halbtodte Leiber, die nach Wasser lechzten, es aber nicht mehr erreichen konnten. Selbst die Tempel waren von Kranken und Gestorbenen erfüllt: in der schrecklichen Noth vergass man auch die Scheu vor den Göttern. Täglich loderten die Flammen der Scheiterhaufen an vielen Orten zugleich; und doch verwesten die Meisten, wo sie verschieden waren, ohne Beerdigung. Und im Anfange ward trotzdem noch eine gewisse Ordnung und Regelmässigkeit beobachtet: als aber viele Familien durch die Kosten häufiger Leichenbegängnisse verarmten, kam es oft vor, dass man seine Todten auf fremde Scheiterhaufen warf und diese anzündete, oder, wenn ein Holzstoss brannte, die Leichen, die man nicht unterzubringen wusste, mit hinein schleuderte.

Doch das Beklagenswertheste in dieser Noth war die Entsittlichung, die sich in Folge der Krankheit unter der Masse des Volks verbreitete. Da Pest und Tod alle Unterschiede der Gesellschaft gewaltsam vernichteten; da Gute und Böse demselben Verderben erbarmungslos anheimfielen; da die Götter nicht mehr schirmen zu können schienen und selbst die frömmsten, gläubigsten Gemüther irre wurden in ihrem Vertrauen auf eine überirdische, gerechte Macht, auf eine höhere Leitung der Geschicke; da alle Bande der Liebe, des Vertrauens, des Gehorsams, der Religion sich lösten: so war es kein Wunder, wenn der menschliche Geist in dieser Zeit der rathlosesten Verzweiflung allen Halt verlor wenn selbst gutartige und liebevolle Menschen in ihren Grundsätzen schwankend wurden und Tugend und Gerechtigkeit für einen Wahn hielten; wenn selbst die natürlichsten Gefühle des Herzens, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wohlwollen gegen Verwandte und Freunde, erstarben; wenn endlich eine kalte Verachtung alles dessen, was der Mensch als ein Höheres über sich anzuerkennen geneigt ist, wenn Selbstsucht und Lieblosigkeit nunmehr Grundzüge wurden in dem Charakter des Geschlechtes, welches, wie es glaubte, die unwiderleglichsten Beweise von der vollkommenen Ohnmacht der Götter erhalten hatte. Eine grenzenlose Gesetzlosigkeit, sagt Thukydides, riss in Athen ein. Was man bisher nur heimlich und im Dunkeln gethan hatte, das wurde jetzt mit schamloser Frechheit öffentlich getrieben, da die Furcht vor der Strafe der Gesetze, vor der richtenden Stimme des Volkes aufhörte. Die plötzlichen Veränderungen des Schicksals verwirrten den menschlichen Geist: wer gestern arm gewesen war, hatte gleichsam über Nacht unermessliche Reichthümer durch den Tod eines Verwandten erhalten; der gesunde, hoffnungsvolle Jüngling lag nach einigen Tagen als Leiche auf der Strasse, und ein schöner Körper ward häufig in kurzer Zeit zum Scheusal. Da alle Freuden und Genüsse doch so bald durch den Tod beendet wurden, so suchte man den Mangel an Dauer durch ungewöhnliche Steigerung des Reizes zu ersetzen: was sonst auf das ganze Leben vertheilt gewesen war, wollte man nun auf den engen Raum einiger Stunden zusammendrängen. Die kurze Spanne Zeit, deren Niessbrauch man noch besass, sollte wenigstens durch alles, was Lust und Sinnlichkeit bieten konnte, versüsst werden. Hatte man doch selbst für die grössten Frevel kaum eine Strafe zu fürchten: denn ehe ein Process durchgeführt werden konnte, war gewöhnlich der Kläger oder der Verklagte oder der Richter gestorben. Und welche Strafe konnte grösser sein als die, welche vom Schicksal bereits über alle verhängt war!

Obwohl die Krankheit noch bis zum Jahre 427 fortdauerte, so war doch bereits in dem ersten Jahre ihre Kraft gebrochen[3]). Nach dem ersten, wüthendsten Angriff hörte sie eine Zeit lang fast ganz auf, und auch als sie später wieder begann, hatte sie ihre frühere Heftigkeit bereits verloren.

Wenn aber schon die späteren Folgen der Pest so gewaltig und erschütternd von Thukydides geschildert werden, wie mächtig muss da der erste Eindruck gewesen sein, welchen dieses unerhörte, unerklärliche Unglück auf die Gemüther machte! Wessen Beredtsamkeit vermöchte die Verzweiflung zu schildern, mit der die Athener am Ende des Jahres 430 ihre verödete, verwüstete Stadt ansahen! Draussen die Aecker und Weinberge von den Lakedämoniern verheert; innen die Wüstenei, die ein noch ärgerer Feind angerichtet hatte. Die Reihen jeder Familie gelichtet; in jedem Herzen der Kummer um liebe Verwandte, welche plötzlich dahingerafft, vielleicht nicht einmal der Ehre des Begräbnisses theilhaftig geworden waren. Und vor allem die gänzliche Trostlosigkeit, die Verzweiflung, eine nothwendige Folge dieser schrecklichen Landplage, das Schwanken in allen religiösen Hoffnungen, in dem Vertrauen auf die Götter.

Der Frühling des Jahres 429 kam heran; die Stürme des Winters hatten ausgetobt; und mit dem Beginnen der besseren Jahreszeit nahte auch das Fest der grossen

[3]) Thukyd. 3, 87.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dionysien, im Elaphebolion gefeiert. Die Gesandten der Bundesgenossen von den Inseln und Küsten des ägäischen Meeres fanden sich ein, um den Tribut zu bezahlen, und die Aufmerksamkeit des Volkes richtete sich in dieser Zeit, in welche wahrscheinlich das von Thukydides erwähnte Nachlassen der Pest fällt, auf die tragischen Spiele, die nach altem Brauche mit dem grossen Dionysosfeste verbunden waren. Eine schwierige, aber auch eine schöne Aufgabe hatte der Dichter zu erfüllen, der in diesem Jahre eine Tragödie zur Aufführung bringen wollte. Wenn sonst die Willkür des Dichters den Stoff des Spieles wählte, so schien ihn dieses Mal die Zeit von selbst aufzudrängen. Sie forderte, selbst so ernst und erschütternd, ein ernstes, erschütterndes Drama, das, wenn es der Dichter verstand, den Gegenstand der Handlung in lebendige Beziehung zu der nächsten Vergangenheit der Zuschauer zu setzen, die innersten Tiefen des Gemüthes ergreifen und erregen musste.

Auch Sophokles befand sich unter denen, die das Volk mit den Erzeugnissen ihrer Schöpferkraft unterhalten wollten. Auch er hatte die Zeit der Pest in Athen mit erlebt; sein tiefer und zarter Geist muss unendlich erschüttert gewesen sein von diesem unbegreiflichen Schlage, der sein Volk traf; noch mehr erschrocken und besorgt über die ersten und unmittelbarsten Folgen desselben. Die Religion, die Frömmigkeit sah er wanken; statt ihrer Leichtsinn, Unglauben und Verachtung alles Göttlichen auf der einen, Aberglauben, übertriebene Angst, Verzweiflung auf der andern Seite erstehen. Jetzt, wo die herrlichste Stadt von Hellas so grausam von den Göttern heimgesucht war, jetzt erinnerte man sich alter Orakelsprüche und Verheissungen, welche all das Unglück, all den Jammer, der hereingebrochen war, als mit einem dorischen Kriege eng verbunden längst dargestellt hatten[4]; jetzt fing man an, die Urheber des Krieges zu schmähen, und Perikles besonders legte man das ganze Unheil zur Last, da es in seiner Macht gelegen hatte, den dorischen Krieg zu vermeiden. Wie schon früher bei dem Zusammenströmen der Landbewohner in die Stadt das Volk gejammert und gescholten hatte auf diejenigen, welche die heimischen Aecker gegen die Verwüstungen der Feinde nicht beschützten, so erhoben sich jetzt viele Stimmen, welche den Leiter des Staates, der damals von der alles dahinraffenden Seuche noch verschont geblieben war, der Vernachlässigung heiliger Götterworte und Zeichen beschuldigten[5]. Alte Prophezeiungen, so viel man nur irgend auftreiben konnte, wurden eifrig hervorgesucht, neue, falsche wurden in grosser Masse von Betrügern angefertigt[6], das Volk in eine künstliche Aufregung gebracht und sorgfältig darin erhalten.

Nur wenige, starke Gemüther werden in diesen Tagen die Ruhe und den Gleichmuth bewahrt haben, welche in den Zeiten der Gefahr so leicht verloren

---

[4]) *ἥξει Δωριακὸς πόλεμος καὶ λοιμὸς ἅμ' αὐτῷ.* Thuk. 2, 54.

[5]) Thukyd. 2, 59. 65. Plut. Perikl. 34. 35.

[6]) So die Unzahl der dem Bakis zugeschriebenen Sprüche. Arist. Ritter 1003 ff. Vög. 978 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gehen; nur wenige werden die Mitte gefunden haben zwischen den beiden, in der Masse immer mehr Raum gewinnenden Extremen des unbekümmerten Leichtsinns und der ertödtenden Verzweiflung; sehr wenige werden den Glauben bewahrt haben an die Macht und Gerechtigkeit der Götter, an eine allgütige Vorsehung.

Dem dramatischen Dichter, welcher mit Benutzung der jüngsten Ereignisse und des Eindrucks, welchen dieselben auf das Volk gemacht hatten, ein ergreifendes Stück auf die Bühne bringen wollte, boten sich zwei Wege dar. Er konnte der allgemeinen Stimmung folgen; er konnte die Verzweiflung malen, die in Folge eines ungeahnten, unbegreiflichen Schicksals über eine grosse Menschenmenge hereingebrochen war. Wie herrlich konnte nicht die Gelegenheit scheinen, die Uebermacht des Verhängnisses, den Zorn der Götter zu schildern, welche, durch einen kleinen Anlass leicht erbittert, ganze Geschlechter der Sterblichen vertilgen, die Bösen wie die Gerechten. Ein wie gewaltiger Eindruck konnte nicht hervorgebracht werden durch die Darstellung der Schwäche und Hinfälligkeit unseres Geschlechtes, das bei dem besten Willen, bei den edelsten Bestrebungen doch in jedem Augenblicke einer tückischen Willkür zum Raube werden kann, die es nicht begreift, deren Gründe es nicht ahnt. Durch ein solches Schauspiel musste das Volk zerknirscht, betäubt werden; der Erfolg hätte ein ungeheuerer sein können. Aber einem solchen Drama hätte die höchste Weihe der tragischen Kunst gefehlt; die Reinigung der Leidenschaften, wie sie Aristoteles in seiner Poëtik als höchstes Erforderniss der Tragödie aufstellt[7]), hätte durch ein solches Stück nicht vollzogen werden können.

Sophokles gehörte zu den Wenigen, welche in der allgemeinen Noth und Rathlosigkeit die rechte Mitte zu halten gewusst, welche bei der Verzweiflung und Entsittlichung der Masse den Glauben an die Gerechtigkeit, an die ewige Unwandelbarkeit der Götter und des Schicksals nicht verloren hatten. Eingedenk seines hohen Berufs — denn nach der Ansicht des Alterthums war der Dichter der Lehrer der Erwachsenen[8]) — fasste er den Entschluss, dem allgemeinen Drange zum Unglauben oder zum Aberglauben mit der ganzen Kraft seiner Kunst entgegen zu treten und den wahren Zusammenhang zwischen Menschheit und Gottheit, zwischen Geschichte und Schicksal zum Bewusstsein des Volkes zu bringen. Nur dadurch konnte der Entsittlichung eine Schranke gesetzt, nur dadurch die alte, feste Frömmigkeit wieder hergestellt werden; und wie so oft die Kunst die Mittlerin gewesen ist zwischen den feindlich einander gegenüberstehenden Leidenschaften, so wollte auch damals Sophokles den Widerstreit in den Ansichten seiner Zeitgenossen durch die Vermittelung der Kunst zum Frieden führen.

Dazu war aber nöthig darzuthun, dass jene furchtbaren und scheinbar unbegreiflichen Unglücksfälle, die den Einzelnen wie ein ganzes Volk heimsuchen, nie unverschuldet sein können; dass die Götter niemals über den Reinen und Tadellosen eine so vernichtende Strafe verhängen; dass selbst in den Fällen, wo der ent-

[7]) Vgl. Th. Kock, üb. die Katharsis S. 4—15.

[8]) Aristoph. Frösche 1044. ff. 1009. 1010. 1031.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schieden Unschuldige von ihrer Rächerhand getroffen zu sein scheint, die genauere Untersuchung einen Frevler entlarvt. Es musste bewiesen werden, dass die Orakel der Götter den Menschen niemals zu Sünden verlocken, dass sie ihn vielmehr davor warnen; dass sie überhaupt nicht dazu bestimmt sind, die Zukunft der Menschen für alle Zeiten unverrückbar festzustellen — denn dann würde ja alle Zurechnungsfähigkeit, mithin auch alle Tugend aufhören —; sondern dass sie nur Andeutungen enthalten, was die Zukunft bringen könne, wenn der Sterbliche in blinder Leidenschaft, in ungemessener Begier wissend oder unwissend Sünden auf Sünden häuft[9]). Es musste gezeigt werden, wie selbst der beste Mensch, an dem der strengste Richter keinen Flecken auszuspüren vermag, im Gefühl seiner Sicherheit leicht in die Netze des Frevels geräth; wie selbst die schönsten und glänzendsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens nicht immer zu schützen vermögen vor scheinbar unbedeutenden Fehltritten, deren Folgen den Menschen mit Nothwendigkeit in eine fortlaufende Reihe von Sünden verstricken. Kurz, die Entwickelung der Handlung musste selbst in den wunderbarsten und auffallendsten Begebenheiten, in Vorfällen, die am meisten den Zweifel an der Gerechtigkeit einer Vorsehung zu begründen scheinen, die stete gegenseitige Bedingung von Schuld und Strafe, von Frömmigkeit und Glück dargestellt werden. Durch ein solches Drama wurde dann das Volk nicht zerschmettert, sondern erhoben und gekräftigt; ein solches Drama besass die höchste Weihe der Kunst; es war ein „Schatz für die Ewigkeit."

Indem Sophokles alle diese Gedanken in einem Drama verkörpern wollte, bot sich ihm zur passendsten Zeit der Mythos des Oedipus dar. Schon sein grosser Vorgänger Aeschylos hatte aus dem Sagenkreise des thebäischen Königshauses einzelne Momente zu Tragödien benutzt; die Fabel des „Oedipus" selbst hatte er in mehreren Dramen behandelt: aber niemals hat dieser herrliche Stoff passender angewendet werden können, als damals im Frühjahr 429. Die Gestaltung der Sage im Ganzen und Grossen war den Athenern bereits hinlänglich bekannt[10]); und wie das antike Schauspiel in der Zeit seiner höchsten Blüthe es überhaupt verschmäht, die Neugierde zu spannen, so wählte besonders Sophokles gern solche Stoffe, bei denen er, weil sie allgemein im Bewusstsein des Volkes lebten, nur die ethische Um- und Durchbildung derselben im Auge zu behalten brauchte. Und wie fruchtbar musste ihm da der Mythos des Oedipus gerade für jene Zeit erscheinen! Auch in Theben war zur Zeit dieses Königs eine furchtbare Pest[11]) über eine scheinbar

---

[9]) Ueb. die Katharsis S. 47—52.

[10]) Vgl. Antiphanes bei Athenäos zu Anfang des 6. Buches.

[11]) Andere nannten freilich nur eine Unfruchtbarkeit. K. Fr. Hermann, Quaest. Oedipod. S. 13. 14.; wie ja auch in Athen Streit darüber war, ob das (Anm. 4. angeführte) Orakel λοιμός oder λιμός gemeint habe. Sophokles hat vielleicht absichtlich die Unfruchtbarkeit in eine Pest verwandelt, damit dadurch das Schicksal Thebens unter Oedipus dem damaligen Unglück Athens um so ähnlicher würde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schuldlose nnd gottesfürchtige Stadt hereingebrochen. Oedipus selbst war durch ein trügerisches Orakel, wie man glauben konnte, in das entsetzlichste Missgeschick gerathen, das ihn und seine ganze Familie selbst noch in den letzten Gliedern vernichtete. Auch hier also war eine Veranlassung gegeben zum Zweifel an der göttlichen Vorsehung, an der Weisheit und Gerechtigkeit des Schicksals. Konnte aber dieser Zweifel gehoben, das Murren des Menschen über die Unbegreiflichkeit der Weltordnung als grundlos und voreilig nachgewiesen werden, dann musste die sittliche Wirkung eines solchen Versuches ausserordentlich sein: Glaube und Frömmigkeit wurden wieder in ihre Rechte eingesetzt, der frevelhafte Leichtsinn aus seinem angemassten Besitze vertrieben. Wies die Tragödie die Wahrhaftigkeit und den sittlichen Zweck der Orakel klar nach, so dass sie nun nicht mehr als trügerische Verlockungen zum Frevel, als Verführer zur Sünde erschienen, welche den Menschen absichtlich in Fehler verwickeln, damit ihn dann die Strafe ereile: dann wurde auch für die damalige Zeit der Glaube an die Götter, an die wohlwollende Absicht ihrer Sprüche wieder befestigt; die richtige Ansicht von dem Zusammenhange zwischen Schicksal und freiem Willen gewann wieder die Oberhand, wonach die Himmlischen nicht bloss die Macht, sondern auch den Willen haben, den Menschen wohl zu thun und sie zu schützen, so lange sie in den Grenzen der Menschheit wandeln und nicht darüber hinaus streben; wonach die Orakel wohlmeinende, dem Verständigen verständliche und nur dem Verblendeten zweideutige Warnungen enthalten vor Freveln und Sünden, vor denen selbst der Klügste, der Edelste nicht immer sicher ist. Diesen Eindruck hervorzubringen war wenigstens die Absicht des Sophokles, als er an den Dionysien des Jahres 429 seinen König Oedipus auf die Bühne brachte, eine wahrhaft königliche Tragödie[12]); erreicht hat er seinen Zweck, wie es scheint, für den Augenblick nicht, wenn man einen Schluss daraus ziehen darf, dass er mit seinem herrlichen Drama den ersten Preis nicht gewann. —

Um uns nunmehr die Aufführung der Tragödie zu veranschaulichen, begeben wir uns zur Zeit der grossen Dionysien des Jahres 429 nach der Südostseite der Akropolis, deren Berg sich hoch und steil über die umliegende Fläche erhebt. Auf seinem Gipfel ragen die während der perikleischen Verwaltung erbauten Propyläen, ein hoher Wald von Marmorsäulen, in die reine, blaue Luft; die Giebel des Parthenons, des Tempels der Athene, blicken mit ihren kunstvollen Steinbildern, der Schöpfung des Pheidias, auf die Stadt herab; und die kolossale eherne Bildsäule der Athena Promachos[13]), deren Helmbusch und Lanzenspitze dem Schiffer, der von Sunion her nach dem Peiräeus fuhr, an klaren Tagen als Landmarke diente[14]), steht wie eine Wächterin mitten unter all der Pracht nnd Herrlichkeit. Wir ersteigen die in den Felsen der Akropolis eingehauenen Stufen, die zu den Zuschauersitzen hinauf

[11]) Vgl. K. F. Hermann, Qu. Oed. S. 7, Anm. 16.

[12]) Sie war wahrscheinlich über 70 Fuss hoch. Vgl. Leake, Topographie von Athen, übers. von Baiter und Sauppe, S. 252.

[14]) Paus. 1, 28. vgl. Leake, S. 251, Anm. **).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

führen, und nehmen auf den obersten Sitzen unter einer ungeheuren Volksmenge[15]) Platz: über uns den herrlichen, dunkelblauen Himmel des Südens, hinter uns die Burg mit ihren ragenden Zinnen; nach vorn zu schweift der trunkene Blick in südöstlicher und östlicher Richtung über die schwach belaubten, mit dem purpurroth blühenden Thymian dicht bewachsenen Hügel des Hymettos[16]); im Süden und Westen dehnt sich über den Ilissos hinaus der südliche Theil der athenischen Ebene, westwärts begrenzt von den Abhängen des Aegaleos-Gebirges; hinter ihr strecken sich in die duftige Ferne die Wogen des saronischen Meerbusens, aus dem wie zerstreute Berge Aegina, Salamis und die andern von ihm umgürteten Inseln hervortauchen; den Horizont begrenzt in dieser Richtung ein schmaler, kaum sichtbarer Streifen, die Küste von Argolis[17]). Wir sind ganz „im Freien." Keine gefärbten Wände verschliessen uns die herrliche Aussicht; der Odem Gottes dringt ungehindert zu uns her; keine künstliche Beleuchtung wetteifert vergeblich mit dem glänzenden Sonnenstrahle, dessen Helle uns eine ganz andere Decoration, einen ganz anderen Hintergrund erschliesst, als unsere gemalten Theater-Coulissen. Das Leben ist nicht in einen engen Raum gebannt, der uns künstlich absperrt von allen Erinnerungen und Einflüssen der freien Natur: mitten unter Gottes weitem Himmel sitzen wir, durch nichts gefesselt, durch nichts eingeschränkt als durch die Schwäche unserer Sinne, die nur einen Theil der Herrlichkeit zu umfassen vermögen, die uns rings umgiebt.

Wenden wir nunmehr das Auge aus der lockenden Ferne in unsere nähere Umgebung! Unter den untersten Reihen der in den Felsen der Burg eingehauenen und an den äussersten Enden durch starke Mauersubstructionen gestützen Zuschauersitze erblicken wir, von der etwas mehr als halbkreisförmigen Krümmung derselben eingeschlossen, eine ebene Fläche, die Orchestra im weiteren Sinne. Sie zerfällt in zwei Theile: der eine, über den andern etwa um sechs Fuss erhaben, bildet ein ziemlich grosses Brettergerüst, von starken Balken getragen[18]); es dient dem Chor zum Standorte, auf ihm entwickelt er seine mannichfachen und vielverschlungenen Tanzweisen (Thymele oder Orchestra im engeren Sinne). Der andere niedriger gelegene Theil ist mit Marmorplatten belegt[19]) und durch Treppen mit der Thymele verbunden (Konistra). An seiner für den Zuschauer am weitesten gelegenen Grenze gegen die Bühne hin ist er mit Säulen und Statuen verziert[20]). Jenseit der Thymele

---

[15]) Das Theater fasste etwa 30,000 Menschen. Plato Symp. S. 175 E. Leake, Topogr. Ath., S. 381 ff.

[16]) Vgl. Ovid. A. A. 3,687 ff.: Est prope purpureos colles florentis Hymetti cet.

[17]) Dies schliesse ich aus Leake a. a. O. S. 233., wo erwähnt wird, dass man vom Tempel der Nike Apteros aus selbst das Skylläon, das östliche Vorgebirge von Trōzenia, sehen kann.

[18]) Ich folge hier durchaus Wieseler, Ueber die Thymele, dessen Entwickelung für mich überzeugend ist.

[19]) Wieseler a. a. O. S. 9 u. 13.

[20]) Poll. 4, 124. Wieseler S. 32 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und gleichfalls mit ihr durch Treppen verbunden[21]) erhebt sich, etwa 10—12 Fuss über der Konistra[22]) — also auch noch einige Fuss über der Thymele oder der Orchestra im engeren Sinne —, eine Fläche von bedeutender Breite, aber verhältnissmässig nur sehr geringer Tiefe, das Proskenion oder die Bühne, hinten geschlossen durch eine ziemlich hohe Mauer, die Skene oder die Bühnenwand, auf beiden Seiten begrenzt durch Nebengebäude, die Paraskenien.

Die Bühnenwand, an der grösstentheils die zum Drama nöthigen Decorationen angebracht werden, stellt uns jetzt in ihrer Mitte einen herrlichen Königspalast dar. Dicht an dem Hauptthore desselben, dem königlichen Thore, der mittleren Oeffnung der Bühnenwand[23]), erblicken wir einen Altar Apollons des Strassenbeschützers (*Ἀπόλλων ἀγυιεύς*, vgl. Kön. Oed. 919) und einen Tisch mit Opferkuchen, die sogenannte *θυωρίς*[24]). Rechts und links neben dem Hauptthore befinden sich in der Skene zwei andere, welche zu den Seitenflügeln des Palastes führen; in deren einem ist die Wohnung der Königin und ihrer Mägde, in dem andern die eines Verwandten, des Kreon, zu denken[25]). Die Seitenflügel des Königspalastes werden sich auf der dem Zuschauer linken Seite ziemlich bis an das Ende der Bühnenwand ausgedehnt haben; auf der rechten dagegen bemerken wir auf der Bühnenwand sowohl als auf der dem griechischen Theater eigenthümlichen Drehmaschine[26]) eine bildliche Darstellung der Stadt Theben, natürlich nur in den hauptsächlichsten Momenten angedeutet. Wir ersehen daraus, dass der Königspalast der thebäische ist, dass Oedipus ihn bewohnt. Die Stufen, welche von der Orchestra nach der Bühne oder dem Proskenion hinaufführen, stellen gleichsam die Stufen zu diesem Palaste dar. Der Weg vom linken Paraskenion bei der linken Periakte vorbei bezeichnet die Strasse von Delphi nach Theben, der vom rechten Paraskenion stellt eine nach dem Königspalast führende Strasse der Stadt dar. In der Konistra längs dem Proskenion befinden sich mehrere Götterbilder und Altäre.

---

[21]) Poll. 4, 127.

[22]) Vitruv. 5, 7, 2 ed. Tauchn., in der Rodeschen Uebersetzung 5, 8 S. 248: Ejus logei altitudo non minus debet esse pedum decem, non plus duodecim. Wenn Vitruv von der Höhe des Logeion über der Orchestra redet, so ist dabei wohl zu beachten, dass er die Orchestra im weiteren Sinne meint, d. h. die Konistra. Dies geht besonders aus dem Anfang von 5, 7, 2 hervor, wo unter dem Namen Orchestra der ganze Raum zwischen den Zuschauersitzen und der Bühne beschrieben wird. Vgl. Bernhardy Griech. Lit.-G. II., S. 619.

[23]) Poll. 4, 124. Vgl. auch Vitruv. 5, 6, 3 Tauchn. u. 5, 6, 8: mediae valvae ornatus habeant aulae regiae.

[24]) Poll. 4, 123.

[25]) Poll. 4, 124: *τριῶν δὲ κατὰ τὴν σκηνὴν θυρῶν ἡ μέση μὲν βασίλειον — η πᾶν τοῦ πρωταγωνιστοῦ τοῦ δράματος, ἡ δὲ δεξιὰ τοῦ δευτεραγωνιστοῦντος καταγώγιον· ἡ δὲ ἀριστερὰ τὸ εὐτελέστατον ἔχει πρόςωπον.*

[26]) Es gab deren zwei, auf jeder Seite eine. Sie waren dreiseitige Prismen, und jede Fläche stellte etwas Anderes dar, so dass durch die Umdrehung (daher der Name *περίακτοι*) eine Veränderung der Localität bezeichnet werden konnte. Poll. 4, 126.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mit diesen geringen Vorbereitungen beginnt die Tragödie, ohne dass uns ein Vorhang erst die Gegend, in welche wir uns versetzen sollen, zu enthüllen brauchte. Es ist Morgen (V. 65): ein langer Zug, eine Art Procession, zieht durch den uns rechts liegenden Eingang der Orchestra[27]) feierlich ein; die Vordersten besteigen, nachdem sie den Raum der Konistra durchschritten, die Stufen, die zum Königspalaste führen, und betreten die Bühne; andere lagern sich knieend auf den Stufen; die Hintersten endlich knieen dicht an den Stufen noch auf dem Brettergerüst der Orchestra nieder. Die Erscheinung dieser Menschenmenge ist eigenthümlich: wir erblicken theils Greise, welche durch ihr langes Haar[28]), durch die Kränze, die um ihre Häupter gewunden sind, durch die weissen Kleider und die Binden, die sie in den Händen tragen[29]), sich sogleich als Priester zu erkennen geben, theils junge Männer in der Blüthe der Jahre, theils schwache Kinder. Da sie durch den rechten Eingang der Orchestra einziehen, so müssen sie aus Theben stammen. Alle tragen dunkelfarbige Gewänder[30]), die Kleidung der Leidtragenden; und ausserdem sind sie an den grünen, mit Flocken weisser Wolle lose umwickelten Oelzweigen alsbald als Bittende, Hülfeflehende zu erkennen. Gewöhnlich naht man so nur den Tempeln der Götter: hier ist es der Palast eines Sterblichen, der so seltener Ehre theilhaftig wird. Schweigend hat sich der wunderbare Zug, einen alten, ehrwürdigen Priester an der Spitze, von dem Eingange zur Orchestra über diese hinweg bis zum Thore der Königsburg bewegt; schweigend kniet er vor den Bildnissen der Götter, die das Herrscherhaus umgeben, nieder; schweigend legt er die grünen Zweige auf die Stufen des Palastes. — Was mögen sie wollen? Wozu diese auffallende Procession? Dass in Theben etwas Ausserordentliches geschehen sein muss, dass die Versammlung den König um Schutz und Hülfe flehen will, ersehen wir schon aus dem Aufzuge selbst; aber was ist der Inhalt, was die Veranlassung dieser feierlichen Bitte? Während wir noch darüber nachdenken, öffnet sich das mittlere Thor des Königspalastes, und heraus tritt, von einigen untergeordneten Personen begleitet, ein Mann, dessen äussere Erscheinung schon etwas Ausgezeichnetes verräth. Sind schon die Priester und die erwachsenen Männer der Deputation grosse und starke Figuren, so ist er noch besonders emporgehoben durch einen höheren Kothornos und durch den grösseren Haaraufsatz (ὄγκος), der über der ernsten, würdigen Maske ruht. Die stark und scharf gezeichneten Züge seines Antlitzes sind edel und männlich, doch prägt sich in ihnen eine gewisse Strenge und eine nicht voll-

---

[27]) Poll. 4, 126 am Ende: *τῶν μέντοι παρόδων ἡ μὲν δεξιὰ ἀγρόθεν ἢ ἐκ λιμένος ἢ ἐκ πόλεως ἄγει· οἱ δὲ ἀλλαχόθεν* (aus der Fremde) *πεζοὶ ἀφικνούμενοι κατὰ τὴν ἑτέραν εἰςίασιν.*

[28]) K. F. Hermann, Gottesdienstl. Alterth. der Griechen, S. 170 u. 171, Anm. 18.

[29]) K. F. Hermann, Gottesd. Alterth., S. 170, Anm. 16 u. 17.

[30]) Schwerlich schmutzigweisse; denn diese tragen *μάλιστα οἱ φυγάδες.* Schwärzlich, ganz schwarz, dunkelgelb oder bläulich war die Kleidung Unglücklicher. Poll. 4, 117.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ständig beherrschte Leidenschaft aus[31]). Arme, Schenkel und Brust sind breiter und kräftiger als bei gewöhnlichen Menschen[32]): der Mann scheint verschollenen, gewaltigeren Jahrhunderten anzugehören. Seine Kleidung ist ein gewirkter, buntfarbiger Leibrock mit Aermeln, der den ganzen Körper bis zu den Füssen herab bedeckt[33]) und von einem sehr breiten, hoch an der Brust sitzenden Leibgurt mit gestickter Arbeit zusammengehalten wird[34]); darüber ein weites, purpurnes, goldgesticktes, gleichfalls bis auf die Füsse herabfallendes Obergewand, durch eine Spange auf der rechten Schulter befestigt[35]). Die Fussbekleidung ist weiss[36]); in der Hand trägt er das Abzeichen seiner Würde, den Fürstenstab, das Skeptron[37]).

Gleich in den ersten Versen giebt er sich als den Beherrscher von Theben, als den überall gepriesenen König Oedipus zu erkennen. Und mit Recht ist er gepriesen: denn obwohl er die Regierung Thebens nicht durch Erbschaft, sondern als Belohnung für die Erlösung von der Sphinx erhalten hat, sorgt er doch wie ein angestammter Fürst für seine Unterthanen. Da er jetzt eine so auffallende Gesandtschaft vor seinem Palaste gelagert sieht und daraus schliessen muss, dass seine Büger ein ganz besonderes Anliegen an ihn haben, so hat er nicht durch Vermittelung Anderer mit ihnen verhandeln wollen, sondern tritt selbst unter sie, wie ein Vater unter seine Kinder. Die Stadt muss in grosser Noth sein: das hören wir schon aus seinen ersten Worten; denn Gebete und Seufzer erschallen in allen Strassen, der Duft von Spezereien erfüllt die Luft. Er fordert den greisen Priester des Zeus, der als Führer dem König zunächst steht, auf, für die Andern das Wort zu ergreifen und ihm das Anliegen des Volkes vorzutragen. Aus des Priesters Antwort erfahren wir, was Oedipus nur angedeutet hat. Die Stadt Theben ist in der gewaltigsten Aufregung: um alle Tempel sitzt das Volk, von den Göttern Linderung zu erflehen. Denn das ganze Land ist, wie ein Schiff auf hohem Meere, von einem wilden Sturm heimgesucht, in welchem es umzukommen droht. Die Saaten gedeihen nicht, die Heerden siechen hin, der Weiber Leib ist unfruchtbar, und alles verwüstet der Gott der Pest, der an dem Feuer der Scheiterhaufen sich freut und den schwarzen Hades durch Klage und Jammer bereichert. Jetzt ist die Noth am höchsten gestiegen; und wie aus einer früheren, nicht geringeren Gefahr Oedipus schon einmal das thebäische Volk glücklich errettet hat, so ist er auch jetzt wieder der Mann, an den es sich wendet; denn obwohl er den Göttern nicht gleichkommt,

---

[31]) Poll. 4, 134: *ὁ δὲ μέλας ἀνήρ --- οὖλος καὶ τὸ γένειον καὶ τὴν κόμην, τραχὺς δὲ τὸ πρόςωπον, καὶ μέγας ὁ ὄγκος.*

[32]) Lukian. vom Tanz, 27.

[33]) *χιτὼν ποδ'ρης, ποικίλον.* Poll. 4, 115.

[34]) O. Müller, Eumeniden, S. 109.

[35]) Poll. 4, 116. O. Müller, Eumeniden S. 111.

[36]) Vita Sophocl.: *τὴν καμπύλην βακτηρίαν αὐτὸς ἐπενόησε --- καὶ τὰς λευκὰς κρηπῖδας.*

[37]) Wieseler, Theatergebäude Taf. IV, 12 und IX, 9. Poll. 4, 117, wo die *σκῆπτρα* ausdrücklich als Bestandtheile der *τραγικὴ ἐσθής* genannt werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so hat er sich doch als den Ersten der Menschen in allen Wechselfällen des Lebens bewiesen. Von dem Zins, welchen sie der grausen Sphinx zahlen musste, hat er die Stadt befreit, durch keines Menschen Rath belehrt, sondern von eines Gottes Weisheit augenscheinlich unterstützt. So wird er auch jetzt Hülfe wissen und gewähren, und zwar schon um seiner selbst willen: er wird nicht wollen, dass man sage, er habe die Stadt gerettet, dann aber wieder versinken lassen. Aber — merkwürdig genug — der weise König weiss keinen Rath. Sein Wille zwar ist der beste: niemand in der ganzen Stadt leidet mehr als er, da er nicht für sich allein, sondern für alle zu sorgen hat. Nicht aus dem Schlaf haben ihn die Flehenden geweckt: der Jammer seines Volkes hat den Schlummer von seinem Auge verscheucht, hat ihm herbe Thränen ausgepresst, Schmerzensthränen über seine Unfähigkeit zu retten. Sein Nachdenken hat ihm dieses Mal nichts geholfen: er hat kein Linderungsmittel ausfindig machen können. Da sein menschlicher Verstand die Grenzen seiner Kraft erreicht hat, so hat er sich an die Weisheit eines Gottes, des delphischen Apollon, wenden zu müssen geglaubt. Nicht ganz vertrauensvoll, das ersehen wir aus seinen Worten, nicht mit recht freudiger Zuversicht hat er es gethan, sondern erst dann, als sein eigenes Grübeln nichts mehr half, — erst da hat er seinen Schwager Kreon hingesandt, mehr um dem Vorwurf einer Versäumniss zu entgehen, als in der Ueberzeugung, dass die Massregel erspriesslich sein werde. Nur die Verzweiflung an sich selbst hat ihm den Entschluss eingegeben; und diese Verzweiflung hat den sonst so umsichtigen König ängstlich und furchtsam gemacht. Er hat genau den Tag ausgerechnet, an dem Kreon von Delphi zurück sein kann; und da er nun doch noch nicht erschienen ist, so ergreift ihn eine Bangigkeit, die uns bei einem solchen Manne auffallen muss[38]). Doch der Zuschauer hat nicht Zeit, lange darüber nachzudenken: gleich nach den letzten Worten des Königs betritt Kreon mit einigen Begleitern[39]) durch den Eingang des linken Paraskenions die Bühne. Auch er trägt einen bunten, geärmelten Leibrock; aber da er von der Reise kommt, so ist derselbe kürzer oder vielleicht durch einen Leibgurt bis an die Kniee hinaufgezogen. Auch sein Obergewand ist kürzer, aber gleichfalls purpurroth und mit Gold durchwirkt[40]), da er von königlichem Stamm ist; oben an der rechten Schulter wird es durch eine Spange festgehalten. Sein Haupt ist, da er vom Orakel mit einem Bescheide des Gottes heimkehrt, reich mit Lorbeer bekränzt (V. 83). Auch bei ihm ist die gewöhnliche Statur des Menschen durch den Kothornos, wie durch die hohe Maske[41]) und den Haaraufsatz erhöht, Brust, Arme und Schenkel verhältnissmässig verstärkt. —

---

[38]) V. 73 ff. Hier kann Oedipus unmöglich schon den verhängnissvollen Verdacht gegen Kreon gefasst haben. Vgl. V. 584 ff. und unsere weitere Entwickelung.

[39]) Wie ja auch Laïos zur Befragung des Orakels mit Begleitern auszog: *οἳ ἀνὴρ ἀρχηγέτης* V. 751 ff.

[40]) *χλαμὺς χρυσόπαστος.* Poll. 4, 116.

[41]) Ich glaube, seine Maske war die des *πάγχρηστος.* Poll. 4, 135 am Ende: *ὁ μὲν πάγχρηστος πρεσβύτατος τῶν νεανίσκων, ἀγένειος, εὔχρως, μελαινόμενος. δασεῖαι καὶ μέλαιναι αἱ τρίχες.*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sobald er so nahe ist, dass er des Oedipus Stimme vernehmen kann, begrüsst ihn dieser mit herzlichem Worte und fragt nach der ersehnten Antwort Apollons. Fast ausweichend erwidert Kreon. Nach der kurzen Versicherung, das Orakel sei günstig, deutet er auf eine Schwierigkeit hin, die mit Geschick und Vorsicht zu lösen sei, falls das Heil des Landes gesichert werden solle. Oedipus bittet ihn, den Inhalt des Spruches ohne weitere Umschweife kundzuthun. Aber noch immer zögert er: es scheint ihm das Beste, nicht vor dem Volke, sondern innen im Hause seine Nachricht mitzutheilen; und nur das bestimmte Verlangen des Oedipus, dass der Götterspruch, da er das Schicksal der ganzen Stadt betreffe, deren Wohl ihm mehr als das eigene am Herzen liegt, auch vor sämmtlichen Anwesenden verkündet werde, nöthigt ihn, den Spruch zu offenbaren. Ganz deutlich (ἐμφανῶς) hat Phöbos befohlen, eine Blutschuld, die noch auf dem Lande lastet, zu sühnen und nicht zu noch grösserem Unheil anwachsen zu lassen. Da nun Oedipus sowohl nach der Art der Sühnung als der des Verbrechens fragt, geht Kreon näher auf Apollons Worte ein. Vertreibt den Mörder, so lautete der Ausspruch der Pythia, oder löset Mord durch Mord: denn dieses vergossene Blut bringt alles Unheil über die Stadt. Somit ist die Pest die gottverhängte Strafe eines bisher verborgen und unbeachtet gebliebenen Mordes. Oedipus erinnert sich nicht einer solchen That, weiss nichts von einer Blutschuld, obwohl er doch zur Zeit einer grossen Noth und Verwirrung den Thron von Theben erhalten hat, obwohl er selbst kurz vor jener Zeit einen noch ungesühnten Mord begangen, obwohl er auch vom Tode des Laïos erfahren hat. Dass die Ermordung des Laïos es sei, für welche der Gott Busse verlangt, wird ihm von Kreon ausdrücklich versichert; nichtsdestoweniger schweifen seine Gedanken, unstet von seinen eigenen Thaten und Erfahrungen abirrend, in fremden Gebieten umher. Nicht einmal früher hat er sich, obwohl ihm vom Tode des Laïos erzählt worden ist[42]), darum gekümmert, auf welche Weise sein Vorgänger das Leben verloren hat. Erst jetzt, da der Gott ausdrücklich Untersuchung verlangt, fragt er, wo die Mörder sich verborgen haben mögen, fast verzweifelnd an der Möglichkeit, eine so alte, längst verwischte Spur noch aufzufinden. Nach des Gottes Aussage, bedeutet ihn Kreon, in unserm eigenen Lande; aber nur durch die sorgfältigste Nachforschung lässt sich erkunden, was bei einiger Nachlässigkeit unsern Augen entgeht. Oedipus fühlt wohl den Ernst und den Nachdruck dieser Forderung: er muss jetzt bis auf die letzte Quelle der Frevelthat zurückgehen. Aber sein jetziger Eifer steht in auffallendem Gegensatz zu seiner früheren Sorglosigkeit: hat er sich doch bisher nicht einmal erkundigt, wo Laïos gestorben ist, obwohl er seinen Thron geerbt, sein Weib geheirathet hat. Durch Kreon erfährt er jetzt erst, dass Laïos

---

[42]) ἔξοιδ' ἀκούων V. 105. Diese Worte beziehen sich allerdings streng genommen auf die in den nächstvorhergehenden Versen von Kreon erwähnte Thatsache, dass Laïos einst des thebäischen Landes Regent gewesen, nicht auf seine Ermordung. Aber auch diese kennt Oedipus, da Kreon V. 106. 7. davon als einer bekannten Sache spricht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auswärts, auf einer Fahrt nach dem delphischen Orakel mit mehreren Begleitern umgekommen, dass nur einer entronnen sei und die Nachricht mitgebracht habe, Laïos sei von einer Räuberbande angegriffen und getödtet worden. Diese Nachricht erweckt in des Königs Seele einen seltsamen und für seinen Charakter sehr bezeichnenden Verdacht. Er sollte aus eigener Erfahrung wohl wissen, wie leicht der Mensch durch augenblickliche Aufregung ohne bedeutende Veranlassung zu einer That gedrängt werden kann, die er bei kaltem Blute nicht vollbringen würde. Aber das Misstrauen, das mit einer wunderbaren Vergesslichkeit für eigene Schwächen gepaart in seinem Herzen wohnt, und das durch die eigenthümliche Stellung eines nicht angestammten Königs bei ihm stets Nahrung und Zündstoff erhält, giebt ihm bei der Kunde, Laïos sei von Räuberhand gefallen, sogleich den durch nichts begründeten Argwohn ein, die Thäter müssten von Theben aus zu der That künstlich aufgestachelt worden sein. Als ob Räuber nicht auch, um Beute zu machen, unaufgefordert einen Anfall auf einen reichen Fürsten und sein Gefolge wagen könnten; als ob eine gewaltige, erst künstlich erzeugte Kühnheit[43]) dazu gehörte, eine in friedlichen Zwecken reisende, nichts Arges ahnende Gesellschaft mit entschiedener Uebermacht unversehens anzugreifen. Kreon weist diese Aeusserung mit dem Schein der Beistimmung (V. 126) von der Hand und begründet die für einen Fremden allerdings auffällige Nachlässigkeit in der Untersuchung gegen die Mörder durch die Noth, die damals mit der Ankunft der Sphinx über das Land hereingebrochen war. So ist denn eine so höchst wichtige Begebenheit, wie die Ermordung eines hochgeachteten, angestammten Landesfürsten, lange Zeit unbeachtet geblieben; die Verwandten und nächsten Angehörigen des Erschlagenen sind durch Unglücksfälle, die dem ganzen Staat den Untergang drohten, verhindert worden, ihre Pflicht zu thun; des Gefallenen Nachfolger, ein Fremder, hat sich kaum um die Schicksale seines Vorgängers bekümmert und, obwohl auch ihm, als dem Erben des Thrones, die Rache des Mordes oblag, bis jetzt jede Nachforschung unterlassen; erst auf des Gottes Geheiss fasst er mit grösserem Nachdruck einen Entschluss, den ihm schon längst seine eigene Sicherheit hätte eingeben sollen. Nun endlich soll das Verborgene bis auf seinen ersten Ursprung ans Tageslicht. Wenn schon Phöbos und Kreon mit lobenswerthem Eifer sich des Todten angenommen haben, so will nun Oedipus als dritter ihrem Bunde beitreten und in demselben Sinne, wie sein Schwager einst, fortwirken, wie es die Pflicht gegen das Land, gegen die Götter erheischt. Auch die Rücksicht auf sein eigenes Wohl gebietet ihm, die Mörder zu bestrafen: denn wer es gewagt hat, den einheimischen König zu erschlagen, der wird sich nicht scheuen, auch gegen den Fremden den Arm zu erheben. So handelt er denn dem Nutzen aller gemäss, wenn er die längst vergessene Schuld ans Licht bringt. Dadurch wird des Gottes Gebot erfüllt und die Stadt von der schweren Plage der Pest befreit werden. Er fordert die an ihn abgeordnete Gesandtschaft auf, die

---

[43]) ἐς τόδ' ἂν τόλμης ἔβη. V. 125.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Oelzweige, die sie gebracht haben, wieder mitzunehmen[44]); ein anderer soll des Kadmos Volk zusammenberufen, damit ihm der König seinen Willen eröffne. Darauf entfernt sich Oedipus durch dasselbe Thor (das königliche), durch welches er eingetreten war; auch Kreon verlässt die Bühne, indem er das Thor des Seitenflügels, den er bewohnt, durchschreitet. Die Abgesandten endlich gehorchen dem Befehl des Königs: sie erheben sich aus der knieenden Stellung, die sie bisher eingenommen haben, heben die grünen Oelzweige auf und entfernen sich durch den rechten Eingang der Orchestra.

Damit ist der Prolog des Dramas beendet: was zur vorläufigen Orientirung des Zuschauers nöthig ist, hat der Dichter vollständig und mit bewundernswürdiger Kunst gegeben. Mit seltener Feinheit lässt er uns aber auch einen Blick in das Gemüth, in das Verhältniss der beiden Schwäger thun. Wie freundschaftlich dasselbe auch ist, es scheint sich doch schon manches kleine Missverständniss eingeschlichen und die innige Uebereinstimmung wenigstens der Herzen gestört zu haben. Nur in wenigen, absichtlich fast wirkungslosen Worten äussert Oedipus seinen Verdacht, Kreon möge wohl in einer Angelegenheit, die das Land, die ihn, Oedipus selbst, so nahe betreffe, nicht die nöthige Sorgfalt angewendet haben[45]). Diese Worte gehen fast spurlos an uns vorüber; aber der Eindruck, den sie machen, wird absichtlich aufgefrischt und verschärft durch die Art, in welcher der König auch später über Kreons sonstigen Pflichteifer seine Zweifel äussert[46]). Dieser seinerseits scheint dem Oedipus einen ähnlichen Vorwurf, zwar nicht des Mangels an gutem Willen, wohl aber den einer gewissen Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit zu machen, einen Vorwurf, den er zu wiederholten Malen, zwar mit Schonung und vorsichtiger Zurückhaltung, aber für den schärfer Blickenden deutlich genug ausspricht[47]). So offenbart sich in kleinen, unscheinbaren Zügen die schiefe Stellung edler Männer, deren einer einen Thron, der nach dem Recht der Erbschaft ihm gebührte, im Drang der Zeitverhältnisse dem andern, einem Fremden, hat abtreten müssen: so sehr sie sich gegenseitig achten und anerkennen, so bereitwillig sich Kreon dem Willen des Oedipus unterwirft, und so zuvorkommend und freudig dieser hinwiederum jenes Verdienste anerkennt; eine kleine Wolke des Misstrauens hat sich zwischen beide gelagert, heraufbeschworen durch die Ungunst der Verhältnisse, ohne dass der eine mehr schuld daran wäre als der andere. Aber weder hat Kreon schon jetzt eine Ahnung von dem, was sich später enthüllt, noch ist in Oedipus Seele jetzt schon der grässliche Argwohn aufgegangen, den er im ersten Epeisodion noch unsicher, im zweiten aber mit vollkommener Entschiedenheit ausspricht[48]).

---

[44]) Was nur geschah, wenn der Gebetene das Gesuch des Bittenden erfüllt hatte.

[45]) V. 73 ff.

[46]) V. 117. 128. 9.

[47]) Unsicherer V. 87. 88; bestimmter 110. 111.

[48]) In dieser Auffassung des Prologs weiche ich wesentlich von denjenigen Erklärern ab, die annehmen, dass schon hier einerseits Kreon eine Ahnung des ganzen Thatbestandes habe, andrerseits aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Bühne ist leer geworden, wie die Orchestra. Nach einer kleinen Pause ziehen durch den rechten Eingang der letzteren, durch welchen die Procession verschwunden ist, fünfzehn greise, aber noch kräftige, rüstige Männer, in drei Reihen zu je fünf geordnet, ein: sie sind die Vertreter des Volkes, das der Fürst her bescheiden liess, und bilden den Chor des Dramas. Ihre Kleidung ist nicht erheblich verschieden von der, welche die Mitglieder der Deputation trugen: denn auch sie sind Leidtragende. Während ein Flötenbläser vor dem Chor vorherziehend eine Marschmelodie bläst[49]), ziehen sie an den Sitzen der Zuschauer langsam vorüber. Nachdem sie die Konistra durchschritten, ersteigen sie die zu dem Brettergerüst der Orchestra führenden Stufen, stellen sich auf demselben, da die Bühne leer ist, Front nach den Zuschauern hin auf und beginnen in einstimmigem Gesange die Parodos, das Einzugslied. Der Chor hat erfahren, dass der delphische Gott einen Orakelspruch aus seinem goldglänzenden Hause nach Theben gesandt hat; doch kennt er noch nicht dessen Inhalt, und vor banger Erwartung zittert ihm das Herz: denn die vielfachsten Ahnungen über die Zukunft bestürmen ihn. Im Angedenken der bösen Veranlassung des Orakelspruches, der Pest, wendet er sich mit frommen Gebeten an die Götter; zuerst an Pallas Athena, dann an Artemis, die Schutzgöttinn Böotiens, und an ihren Bruder Phöbos, den Heilspender: diese drei sollen, wie sie schon früher so oft das Land gerettet haben, auch jetzt den Brand des Verderbens verscheuchen. Mehr als je ist jetzt Hülfe nöthig: das ganze Volk ist von der verderblichen Seuche ergriffen, niemand weiss Rath. Selbst der sonst so fruchtbare Boden scheint von der Krankheit angesteckt zu sein: die Saaten verdorren, wie die Frauen den Schmerzen der Fehlgeburten erliegen. In dichten Haufen drängen sich die Todten schnellen Fluges nach dem dunklen Hause des am Westende der Erde wohnenden Gottes der Unterwelt. Die ganze Stadt bietet ein abschreckendes Bild: in allen Strassen liegen Haufen von Leichen, um die niemand sich kümmert, die niemand beweint; durch die verpestete Luft, die den verwesenden Körpern entströmt, vermehrt sich die Gefahr der Ansteckung; da bei Menschen keine Hülfe zu finden ist, so sieht man die, welche von der Seuche noch nicht ergriffen sind, vorzüglich die Weiber, in verzweifelndem Gebete zu den Altären der Götter wie zu einem rettenden Ge-

---

in Oedipus' Seele bereits der ganze Verdacht gegen seinen Schwager vollständig ausgebildet sei. Gegen die erste Annahme spricht entschieden der Umstand, dass in dem ganzen Drama, selbst im zweiten Epeisodion und in der Exodos, wo die Veranlassung dazu nahe lag, von einem Argwohn Kreons, als könnte Oed. Laïos' Mörder sein, nicht die Rede ist. Man könnte denken, der Sklav der Iokaste, der alles weiss, habe dem Kreon vor seiner Entfernung aus der Stadt sein Wissen mitgetheilt. Dann würde aber das Zusammenleben der beiden Schwäger nicht so herzlich gewesen sein, wie es Kreon V. 583 ff. schildert. Hätte aber Oedipus schon im Prolog seinen Verdacht gegen Kreon gefasst, so wären die Verse 133 ff. ganz unerklärlich, in denen der König seinen Schwager mit so anerkennenden Worten belobt. Bei seiner heftigen Gemüthsart würde Oedipus vielmehr seinen Argwohn hier gleich geäussert haben.

[49]) Schol. Arist. Wesp. 582 (Dübner): *ἔθος δὲ ἦν ἐν ταῖς ἐξόδοις* (also wohl auch beim Einzuge) *τῶν τῆς τραγῳδίας χορικῶν προσώπων προηγεῖσθαι αὐλητήν, ὥστε αὐλοῦντα προπέμπειν.* Vgl. Schol. Arist. Wo. 312 und Fried. 531.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stade eilen. An diese wenden sich auch die Greise nochmals mit tiefer Inbrunst; sie bitten Athena, den Gott, der Krieg und Pest sendet, den Ares[50]), der jetzt zwar ohne Waffen, aber um nichts weniger verderblich als im offenen Schlachtgewühl gegen Thebens Volk anstürmt, weit hinaus zu jagen in das Westmeer, der Amphitrite Brautsaal, oder in die ungastlichen Wogen des Pontos Euxeinos. Dazu soll auch Zeus seine Blitze schleudern; dazu Apollon, der lykische Gott, seine Pfeile entsenden und seine Schwester Artemis ihre Fackeln schwingen; selbst Bakchos soll in Begleitung der Mänaden erscheinen, der Gott der Freude gegen den Gott der Vernichtung.

Die Parodos giebt sich schon durch ihren Anfang, vorzüglich auch durch die Anrufung des Päan, d. h. des Apollon, als jener Gattung von Liedern angehörig zu erkennen, welche die Griechen nach dem Namen des Gottes Päane nannten. Sie wurden gesungen vor dem Beginn der Schlacht, wie auch in grossen, allgemeinen Krankheiten, deren Heilung man dem Apollon zuschrieb[51]). Dieser Päan war, wenigstens der Anfang, wahrscheinlich in dorischer Tonart gesetzt: dies scheint der feierliche Inhalt, auch die Wahl der Metra zu bestätigen. Das erste Strophenpaar besteht (mit Ausnahme der iambischen Verse 152=160) aus lauter daktylischen Reihen, die gerade der dorischen Tonart am meisten angehören[52]); und dasselbe Element bleibt das herrschende, so lange die Empfindungen des Chors sich in frommen, demüthigen Anrufungen der Götter Luft machen. Sobald die Greise aber (im zweiten Strophenpaare) der Schilderung ihrer Leiden sich zuwenden, wird das daktylische Metrum mit dem iambischen, das im ersten Strophenpaar auf je einen Vers beschränkt war, auf eine sehr eigenthümliche Weise versetzt, indem die Iamben zuerst selbstständig, und zwar mit vielfachen Auflösungen, durch welche die Ungeduld und Unerträglichkeit des Schmerzes sehr passend bezeichnet wird, dann aber nach Einschiebung eines anapästischen Ueberganges (170=181) in Verbindung mit Daktylen so angewandt werden, dass nach einem rein daktylischen Tetrameter acatal. drei andere katalektische Tetrameter folgen, deren erstem eine Anakrusis vorgesetzt ist, während der zweite eine katalektische, der dritte eine akatalektische iambische Dipodie zur Einleitung hat. Sodann folgt wieder ein daktylischer Tetrameter acatal., und zuletzt ein iambischer Schlussvers (clausula), bestehend in einem katalektischen Dimeter. In dem dritten Strophenpaare endlich, in welchem der Chor, durch die lebhafte Schilderung der Pest in eine heftige, ungeduldige Aufregung versetzt, sich nochmals mit der jetzt weit dringenderen Bitte an die Götter wendet, alle Mittel gegen den verhassten Ares aufzubieten, weicht das daktylische Metrum[53])

---

[50]) Bei Homer ist Apollon wie der Beendiger, so auch der Urheber der Pest.

[51]) Vgl. Ueber die Bedeutung des Päan im Apollinischen Cultus, von Schwalbe im Programm des Magdeburger Pädagogiums zum Kloster Unserer lieben Frauen, bes. S. 9 f.

[52]) Vgl. O. Müller, Eumeniden, S. 94. und jetzt auch Rossbach und Westphal, Gr. Metrik, S. 49. 54.

[53]) Nur ein daktylischer Trimeter cat. c. anacr. findet sich V. 196=209.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den durch häufige Auflösungen gleichsam gebrochenen Iamben und Trochäen, die hin und wieder sehr kunstreich mit anderen, der Heftigkeit des Chors angepassten Versfüssen versetzt sind[54]).

Oedipus ist während der letzten Worte des Chors, vielleicht schon seit Anfang des dritten Strophenpaares, aus der Mittelthür des Königspalastes wieder hervorgetreten und kennt daher den Inhalt des Gebetes, das der Chor so eben an die Götter gerichtet hat. Am Ende des Prologs hat er alles Mögliche zu thun versprochen, um die Noth des Landes abzuwenden: jetzt muss er handeln. Indem er an das eben gesprochene Gebet anknüpft, giebt er dem Chor zu verstehen, dass er selbst seine Mitwirkung bei den zur Abwendung des Uebels sofort zu treffenden Massregeln nicht versagen dürfe: nur so könne die Bitte, die er eben an die Götter gerichtet habe, in Erfüllung gehen. Fremd der verübten That müsse er, Oedipus, an die Untersuchung gehen, da er sonst nicht weit würde zu forschen brauchen, ohne eine Spur der Schuld aufzufinden[55]). Wieder eine Berufung auf seine so hoch gepriesene Klugheit, wieder ein leichter Vorwurf gegen den Verweser des Reiches nach Laïos' Tode, Kreon, der, so meint Oedipus, da er ein Bürger des Landes, mit allen Verhältnissen bekannt war, die näheren Umstände des Mordes bei einiger Anstrengung leicht hätte entdecken müssen. Doch auch so, obwohl er später erst eingebürgert und mit den früheren Zuständen Thebens wenig bekannt ist, will der König alles thun, um die That zu erforschen. Er sieht sich also zu einer öffentlichen Bekanntmachung veranlasst: Wer irgend von dem Morde des Labdakiden Laïos etwas Genaueres weiss, vorzüglich wer den Thäter kennt, soll alles ohne Rückhalt angeben; selbst wenn er gegen sich selbst den Vorwurf erheben müsste: denn falls die Sache ohne Zwangsmassregeln ans Licht kommt, soll dem Thäter kein Leid geschehen; er soll nur das Land verlassen. Auch wenn ein Ausländer die That verübt hat, soll jeder, der den Urheber nennt, Dank und Belohnung erhalten. Wenn aber trotz dieser milden Aufforderung die Wissenden bei ihrem Schweigen verharren sollten, so muss der schwerste Fluch über den Mörder ausgesprochen werden: niemand darf ihn in seinem Hause aufnehmen, niemand ihn anreden, beim Opfer, beim Gebet oder sonst bei einer heiligen Handlung zulassen, sondern alle sollen ihn ausstossen als einen Mann, der das ganze Land durch seinen Frevel befleckt hat. Durch diesen Fluch hofft Oedipus wenn auch nicht auf den Mörder (V. 296) selbst Eindruck zu machen, so doch zunächst die, welche ihn kennen, von ihm abzuwenden: und wenn diese nur erst ihn verlassen und aus Furcht vor dem Fluche seine Gemeinschaft fliehen, so muss die Sache nach und nach ruchbar und der Thäter dadurch zur Flucht genöthigt werden. Ja, um selbst auf das härteste Gemüth zu wirken, wird der Fluch noch verschärft: nicht bloss alle Menschen sollen den Thäter, ob er den

---

[54]) Eine iambische Dipodie mit einem Kretiker 194. 5.=207. 8; V. 200=213 wird verschieden gelesen. In der Abtheilung der Verse folge ich Dind. Poet. Scen.

[55]) So ist unzweifelhaft V. 220 f. zu erklären.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mord allein oder mit Mehreren in Gemeinschaft begangen habe[56]), fliehen, sondern er selbst soll ein unglückseliges Leben führen, das ihn langsam verzehrt und aufreibt. Denselben Fluch spricht er gegen sich selbst aus, wenn er den Mörder wissentlich an seines Hauses Heerde beherbergen sollte[57]). Die Sorge aber für die pünktliche und gewissenhafte Erfüllung der Bekanntmachung wird nochmals dem Chore, als dem Vertreter des Volkes, übertragen; ihm hätte, selbst wenn Apollon es nicht verlangt, schon von Anfang an die Rache des Verstorbenen obgelegen, da ja der Tod des Königs, des Ersten unter allen, den ganzen Staat, nicht bloss seine Verwandten angeht. Doch auch Oedipus will dieser Pflicht sich nicht entziehen, zumal er gleichsam in die volle Erbschaft des Verstorbenen eingetreten ist. Als ob Laïos sein Vater wäre, will er für ihn kämpfen und alles thun, um den, der einen so berühmten, ahnenreichen König umgebracht hat, zu entdecken. Denen, die ihn darin etwa nicht unterstützen sollten, wünscht er die Fortdauer, ja selbst Steigerung des gegenwärtigen Elendes.

Der Chor ist von dem eben gehörten Fluche tief ergriffen. Er versichert, dass er weder Theil an dem Morde gehabt habe, noch darum wisse; und wundert sich — von seinem Standpunkte aus mit Recht — darüber, dass Phöbos mit jenem Orakelspruche nicht auch zugleich den Namen des Schuldigen ausgesprochen habe. Freilich war das von Phöbos zu erwarten, wenn menschliches Wissen zur Entdeckung nicht ausgereicht hätte; da aber nur eine Selbstprüfung des Oedipus, ein ernstes Nachdenken über sein früheres Leben dazu gehörte, um die Sache aufzuhellen, so war es nicht Schuld des Gottes, wenn der Thäter noch unbekannt war. Ja der König geht in seiner Verblendung so weit, den Göttern einen gewissen Eigensinn vorzuwerfen; er erinnert sich, wie Apollon ihn dereinst auf seine Frage nach seinen Eltern keiner Antwort gewürdigt hat; man könne die Ewigen nun einmal nicht zu dem zwingen, wozu sie sich selbst nicht freiwillig entschliessen. Weil er nicht in sich geht, hat er wiederum auf Kreons Rath nach dem Teiresias Boten ausgesandt, um von diesem zu erfahren, was ihm sein Gewissen am besten sagen konnte; er wird ungeduldig, dass der Seher trotz wiederholter Aufforderungen noch nicht erschienen sei. Der Chor, dem der schreckliche Fluch noch immer vor der Seele schwebt, erinnert bedeutsam an eine Erzählung, die von der gewöhnlichen einigermassen verschieden ist: nicht Räuber, sondern Wanderer hätten die That verübt. Oedipus beachtet kaum die fast unmerkbare, aber doch wesentliche Abweichung: die ungeduldige Spannung, in der er der Ankunft des Teiresias entgegensieht, hat ihn gedankenlos und zerstreut gemacht; er bedauert, dass durchaus kein Augenzeuge der That mehr vorhanden sei, obwohl Kreon ihm doch (V. 118) ausdrücklich

[56]) Obwohl nach dem allgemeinen Glauben mehrere Räuber (V. 122 f.) den Mord verübt hatten, redet Oedipus doch stets nur von Einem: die Vermuthung, dass der Mord von einem Thebäer angestiftet sein müsse, gewinnt immer mehr Raum in seiner Seele.

[57]) V. 249 ff. beweisen am schlagendsten, dass Oedipus noch keinen Verdacht gegen Kreon gefasst hat. Er würde sich sonst wissentlich selbst verfluchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gesagt hat, dass ein solcher noch lebe. Und als der Chor die Ueberzeugung ausspricht, der Mörder werde nach Oedipus' Fluch nicht im Lande zu bleiben wagen[58]), da fällt er, ohne dass sein Herz sich dagegen empört, mit unbegreiflicher Unbedachtsamkeit und Härte über den Thäter das Urtheil: Wer sich vor solcher That nicht scheut, den werden auch Worte nicht schrecken.

Der untrügliche Seher Teiresias naht durch den Eingang des rechten Paraskenions, von einem Knaben (V. 444) geführt und von den Boten des Oedipus begleitet (V. 305). Er erscheint in dem Prophetengewande[59]), dem in geraden Falten herabwallenden Talar, der durch keinen Gürtel um die Hüften zusammen gehalten wird[60]). Darüber trägt er den dem Seher eigenthümlichen, netzförmigen, aus kreuzweise zusammengeknoteten Wollenfäden bestehenden Ueberwurf, den Pollux ausdrücklich als dem Teiresias zukommend erwähnt[61]). Auf seinem Haupte ruht das Abzeichen des Wahrsagers, der Lorbeerkranz. Die tiefgefurchte, augenlose Maske und das vollkommen gebleichte Haar, von dem sich spärliche Locken unter dem Kranze hervorstehlen, deuten sein hohes Alter und die ernsten Erfahrungen seines Lebens an[62]).

Oedipus empfängt ihn mit der grössten Freundlichkeit. Der göttliche Seher, der alles weiss, Mittheilbares, Geheimes, alles, was am Himmel und auf der Erde vorgeht, wird auch die Stadt jetzt erretten können. Phöbos hat geboten, des Laïos Mörder entweder zu tödten oder aus dem Lande zu verjagen; aber wer der Mörder sei, weiss niemand ausser Teiresias: zu seinem, zu des Königs und des Staates Heil muss er es offenbaren. Aber er schweigt. Er kennt den Thäter, er beklagt die Qualen, die mit dem Wissen verbunden sind, aber er will nichts sagen. Er muss eine andere Frage erwartet haben: denn sonst hätte er entweder nicht kommen oder jetzt reden müssen. Nun kennt er aber schon den von Oedipus ausgesprochenen Fluch (V. 350 ff.); er deutet später immer bestimmter an, dass der König selbst der sei, den er suche: ohne Zweifel hat er angenommen, dass Oedipus mittlerweile den Zusammenhang schon selbst erkannt und ihn nur zur Angabe, wie das Verbrechen zu sühnen sei, habe rufen lassen. Die Schuld des Oedipus zu offenbaren, davon hält ihn tiefes Mitleid, Achtung vor den vortrefflichen Eigenschaften des Fürsten, endlich die Erwägung zurück, dass von dessen Seite nur ein wenig Nachdenken hinreiche, um das Geheimniss zu enthüllen. Er möchte den König selbst zur Erkenntniss kommen lassen und weist deswegen anfangs so behutsam und später erst immer rücksichtsloser auf die klare Wahrheit hin. Oedipus, über das unerwartete Schweigen des Sehers erstaunt, geräth in ausserordentliche Aufregung: zum ersten Male enthüllt sich uns unzweideutig sein Charakter.

---

[58]) So fasse ich οὐ μενεῖ V. 295.

[59]) χρηστηρία ἐσθής Aesch. Agam. 1270.

[60]) χιτὼν ὀρθοστάδιος oder nach Poll. 4, 116 στατός.

[61]) Das sog. ἄγρηνον, vgl. Poll. 4, 116 u. O. Müller, Eumeniden, S. 102 u. 111.

[62]) Ich denke, er ist der von Pollux 4, 134 beschriebene λευκὸς ἀνήρ.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So lange alles ruhig und gleichmässig nach seinem Willen geht, ist er milde, sanft, wohlwollend: aber sobald sich seinem Streben ein Hinderniss in den Weg stellt, verliert er das Gleichgewicht seines sonst so festen und sicheren Geistes. Ohne zu fragen oder nachzudenken, woraus des Sehers Weigerung zu erklären sei, erinnert er ihn noch mit Zurückhaltung, aber doch schon mit Strenge daran, dass sein Betragen weder mit den Gesetzen, noch mit der schuldigen Pietät gegen das Vaterland im Einklang stehe. Und da Teiresias auch auf wiederholte Bitten ablehnend antwortet, indem er doch zugleich zu verstehen giebt, dass er alles wisse, da braust des Königs Zorn in ungemessener Heftigkeit auf, und in harten Worten mahnt er den Greis, dass er, wenn er auf seinem Eigensinn beharre, ein Verräther und Feind des Vaterlandes sei. Seine durch die anfänglich ruhigen Entgegnungen des Teiresias gesteigerte Wuth verblendet ihn immer mehr: der Verdacht, den er oben nur zurückhaltend und zweifelnd geäussert hat, gewinnt Form und Gestalt; wenn er früher ungewiss war, wem er in Theben die Schuld der Ermordung des Laïos zuschreiben sollte, so richtet sich jetzt sein ganzer Argwohn auf den Seher, dessen auffallendes Benehmen er sich nicht anders erklären kann, als durch die Annahme einer Theilnahme an dem Verbrechen. Diese Vermuthung spricht er ohne alle nähere Prüfung mit der schroffen und rücksichtslosen Entschiedenheit seines eigensten Wesens aus: er sagt es dem Seher auf den Kopf zu, dass er ihn für einen Mitschuldigen halte, ja dass er ihn, wenn er nicht blind wäre, selbst für den alleinigen Thäter halten würde. Dadurch wird auch des Teiresias Zorn entfesselt, und nun lodert die Wuth des Streites in hellen Flammen auf. Wort begegnet dem Wort, Vorwurf dem Vorwurf. In der höchsten Entrüstung fordert Teiresias den Fürsten auf, bei dem Fluche, den er selbst ausgesprochen habe, zu bleiben, und weder mit ihm noch mit dem Chore weiter zu sprechen. Dadurch bezeichnet er ihn unzweideutig als den Mörder; aber Oedipus ist bereits von dem, was in seinem Innern vorgeht, so in Anspruch genommen, dass von jetzt an die bestimmtesten Hindeutungen auf seine Vergangenheit wirkungslos vorübergehen. Er weiss kaum mehr, was er redet: seine Worte widersprechen sich; nach den furchtbarsten Drohungen giebt er seinem Gegner die vollkommenste Freiheit zu sagen, was er will; da dieser dann fortfährt in seinen Enthüllungen, entbrennt sein Zorn plötzlich von Neuem, aber auch nur, um eben so schnell wieder zu erlöschen[63]). Er hört kaum, was Teiresias spricht; derselbe muss ihm seine Worte mehrmals wiederholen (V. 359. 361); er hat es wieder vergessen, dass der Seher ihn den Mörder des Laïos nannte; er achtet es kaum, dass er ihm verbotenen Umgang mit den nächsten Verwandten vorwirft; dass er ihm Blindheit, ja Vernichtung prophezeit, und zwar durch Apollon. Ganz andere Gedanken beschäftigen seinen mühsam ringenden Geist, der, durch den Streit mit Teiresias und seine eigenen geheimen Ueberlegungen gleichsam nach zwei Seiten hingezogen, zu keiner Ruhe und Sammlung kommen kann. Er hat eben den Teiresias als den

[63]) Vgl. V. 355 f. u. 363 mit 365; 368 mit 374.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hauptanstifter der Ermordung des Laïos bezeichnet[64]). Aber was hatte der alte, blinde Greis für einen Nutzen vom Tode des früheren Königs, wenn nicht ein Anderer mit im Spiele war? Er meint die Wahrheit dämmern zu sehen: Teiresias ist blos Helfershelfer, der eigentlich Schuldige ist — sein eigener Schwager, Kreon, der ihm zuvor immer als ein edler, treuer Freund erschienen war. Sollte die plötzliche, geheimnissvolle Ermordung des früheren Königs nicht ein Werk dessen gewesen sein, der durch Laïos' Tod nach dem Rechte der Erbschaft die Herrschaft erhalten musste? Gewiss; durch Kreons Ehrgeiz, mit Teiresias' Hülfe, der das Volk durch seine Autorität als Vertrauter der Götter zu beschwichtigen wusste, ist Laïos gefallen. Aber wie? Durch die sonderbare Verknüpfung der Umstände ist Kreon um den Preis des Verbrechens gekommen; ein Fremder, Oedipus, hat die Erbschaft angetreten, die ihm gebührte: wird er ruhen? wird er einem Eindringling überlassen, was er dem rechtmässigen Eigenthümer nicht gegönnt hat? Gewiss nicht: auch Oedipus muss gestürzt werden, und zwar mit Hülfe desselben Mannes, dessen Einfluss auf das Volk schon früher einmal sich so trefflich bewährt hat. Kreon bringt von Delphi ein Orakel, das Laïos' Mord zu rächen befiehlt; Kreon räth, Teiresias zur Entdeckung des Mörders holen zu lassen, und Teiresias nennt Oedipus als den Mörder; er muss Theben fliehen und der verwaiste Thron fällt wiederum Kreon zu. Ja, es ist klar, das ganze künstliche Gewebe von Lug und Trug ist durchschaut: Oedipus hat auch dies Räthsel enträthselt. Mit der ganzen Bitterkeit eines Mannes, der im Gefühle seiner Unschuld und eines edlen Strebens plötzlich sich von Schlingen und Netzen umgarnt sieht, beklagt er sein trauriges Loos: wie seines Reichthums, seiner Macht wegen Kreon, seiner Klugheit[65]) wegen Teiresias ihn so sehr beneiden, dass sie ein gemeinschaftliches Unternehmen gegen ihn verabredet haben. Und doch ist ihm ja die Königswürde von der Stadt nicht auf seine Bitte, sondern als Geschenk übertragen worden; und doch hat seine Weisheit zu einer Zeit, wo niemand Rath wusste, wo die Wahrsagekunst sich verbarg und selbst die Götter verstummten, einzig und allein Theben gerettet. Durch diese Weisheit ist er erst Retter, dann Herr von Theben geworden; und doch versuchen nun Kreon und Teiresias, ihn wie aus einem unrechtmässigen Besitze zu vertreiben.

Diese Rede offenbart uns Oedipus ganzes Wesen mit allen seinen Widersprüchen. Man sieht, er hat über das Verhältniss der Götter zu den Menschen, über die Möglichkeit eines Blickes in die Zukunft nachgedacht, jedoch ohne zu

---

[64]) Man beachte wohl, dass er ihn V. 347 ff. den Hauptanstifter, ja selbst den Hauptthäter nennt. Er kann also hier noch nicht an eine Mitschuld des Kreon denken, die er erst später zu entdecken glaubt. Das ξύν in ξυμφυτεῦσαι bezieht sich nur auf die Gemeinschaft mit dem eigentlichen Mörder.

[65]) Ich verstehe mit G. Hermann u. A. unter τέχνη τέχνης ὑπερφέρουσα die menschliche Klugheit des Oedipus, die es ihm möglich machte, das Räthsel der Sphinx zu lösen, also die Klugheit, welche selbst die Seherkunst übertraf. Wenn man τέχνη als Herrscherkunst auffasst, so liegt in dem τυραννὶ καὶ τέχνη eine unerträgliche Tautologie; auch war dann τεχνῶν angemessener. Endlich aber fehlte einer der Hauptvorzüge des Oedipus, gerade der, um dessen willen auch Teiresias ihm gram wird (vgl. V. 391—398).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem Abschluss zu kommen. Weil er zu dem rechten Glauben nicht durchzudringen vermochte, ist er zugleich ungläubig und abergläubisch, daher inconsequent in seinem Handeln in den höchsten Fragen des Lebens. Er hält nicht eben viel von dem Wissen der Götter. Nur, weil er keinen andern Weg der Rettung fand, hat er Kreon nach Delphi geschickt (V. 68 f.), und doch erwartet er voll Ungeduld seine Rückkehr. Des Teiresias Weisheit scheint ihm weit geringer als seine eigene menschliche Klugheit; und doch haben ihn Angst und Bangigkeit vermocht, zwiefache Botschaft nach dem Seher zu senden. In Fragen, die niemand besser lösen kann als er (V. 440), wendet er sich an die Prophetie und glaubt ihr nicht, wenn ihre Verkündigung mit seinem Bedünken nicht übereinstimmt. Ferner: wie scharfsichtig ist er in der Aufspürung von Verdachtsgründen, die nur in seiner Phantasie existiren; und wie blind ist er, wenn es gilt, Thatsachen aufzufinden, die der gewöhnlichste Mensch, sollte man meinen, mit Händen greifen könnte! Wie herrlich glaubt er seine ganze Umgebung bis in die innersten Tiefen der Herzen zu durchschauen; und wie stumpf ist sein Blick, wenn es gilt, die eigene Seele zu ergründen!

Dem Chor fehlt der Schlüssel zum Verständniss des Auftrittes, dessen Zeuge er eben geworden ist: er weiss weder, was Oedipus, noch was Teiresias weiss. Jener ist ihm der edle, kluge König; in diesem sieht er den untrüglichen Seher; er begreift weder das plötzliche Misstrauen des einen, noch die auffallende Hartnäckigkeit des andern. Er sieht das Zusammenstossen der beiden von ihm so hochgeachteten Männer nur als die Folge eines zufällig aufwallenden Zornes an; er ermahnt sie daher, diesen zu bemeistern und der Ausführung des göttlichen Orakels alle Kräfte zu weihen. Aber vergebens. Teiresias, durch die Verblendung und Raserei des Königs aufs äusserste gereizt, nimmt diesem gegenüber das Recht der Entgegnung als ein jedem Beschuldigten zustehendes in Anspruch. Jede Verbindung mit Kreon lehnt er ab, da er ein Sklav Apollons, nicht eines Sterblichen sei. Den Vorwurf der Blindheit, um deren willen ihn Oedipus gehöhnt hatte, giebt er diesem zurück: denn wiewohl seine Augen noch hell sähen, bemerke er doch nicht, in wie frevelhaftem Umgange er mit seinen Blutsverwandten lebe. Mit ernsten Worten mahnt er ihn an die Ungewissheit seiner Abstammung, eine Ungewissheit, die früher schon den Oedipus so sehr gepeinigt hatte, die aber jetzt aus seinem Gedächtnisse ausgemerzt zu sein scheint. Mit deutlichen Bildern, die ihn auf das bestimmteste an das ihm selbst von Apollon einst gegebene Orakel erinnern mussten, sagt er dem Armen Verbannung aus dem thebischen Lande als Folge des Doppelfluchs von Vater und Mutter voraus, verkündet ihm die Blindheit, die, bald auch körperlich, sein jetzt so scharfes Auge umnachten werde. Jede Schlucht des Kithäron — dort ward Oedipus einst ausgesetzt — werde bald widerhallen von seinen Klagen über die unselige Ehe, in deren Hafen er auf dem breiten Strome des Glückes mit vollen Segeln eingefahren. Auch viele andere Uebel, jetzt noch im Schosse der Zukunft verborgen, würden dann ans Tageslicht kommen, so furchtbar und grausig, dass er, der Seher, keine Rache für die ihm angethane Schmach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

brauche: denn kein Sterblicher werde jemals jammervoller untergehen als Oedipus. Um dem Streit endlich ein Ziel zu setzen, befiehlt der König dem Seher sich zu entfernen: aber er ist ja nur auf seinen Ruf erschienen. Er nennt ihn einen eitlen Schwätzer, als welchen er ihn früher nicht gekannt habe. Dir bin ich ein Thor, sagt Teiresias, deine Eltern hielten mich nicht dafür. Das Wort fährt dem König wie ein zündender Blitzstrahl durch die Seele. Seine Eltern! Einst in Korinth hat ein Zechgenosse ihm vorgeworfen, dass Polybos und Merope nicht seines Daseins Urheber seien; der Zweifel hatte ihn aus Korinth vertrieben; in Delphi hatte er keine Aufklärung darüber erhalten; die lange Zeit hatte seine Unruhe eingewiegt, und lange Jahre war ihm diese Frage aus dem Sinne entschwunden: da schleudert ihm der verhasste Prophet in Theben dieses Donnerwort unerwartet in die Seele. Nach Teiresias' Worten müssten sie in Theben gelebt haben; aber wie soll er das nach allem, was er weiss, für möglich halten! Ha, bleibe, ruft er erschüttert; wer sind meine Eltern? Aber, wie einst der delphische Gott, würdigt ihn der Seher keiner Antwort: Dieser Tag, sagt er, wird dich zeugen und vernichten. Die Dunkelheit der Worte schreckt Oedipus von dem Versuche einer Erklärung zurück: und doch, war das Räthsel der Sphinx nicht noch dunkeler? O, wenn er jetzt in sich ginge und die Bedeutung dieser inhaltschweren Worte zu ergründen suchte! Aber, wie immer, wo es nöthig wäre, thut er es nicht: ein Dämon hat seinen Geist geblendet. Teiresias schickt sich zur Heimkehr an; und auch Oedipus, erschöpft und unfähig, den Wortwechsel fortzusetzen, zieht sich in seinen Palast zurück[66]). Der blinde Greis, in der Meinung, er sei noch anwesend, wiederholt nochmals im Zusammenhange seine früheren Verkündigungen; aber seine Worte erreichen den Herrscher nicht mehr. Auch er entfernt sich, von seinem Knaben geleitet, und zum zweiten Male wird die Bühne leer.

Das erste Epeisodion hat die Handlung des Dramas um einen bedeutenden Schritt weiter gefördert. Scheinbar ist zwar der im Prolog angeknüpfte Faden verloren gegangen; aber auch nur scheinbar. Der Prolog endigte mit der Voraussetzung, dass nunmehr die Untersuchung gegen die Mörder des Laïos eifrigst werde aufgenommen werden, und in demselben Sinne beginnt das Epeisodion: aber nach und nach tritt dieser Gedanke bei Oedipus ganz in den Hintergrund. Eine andere Frage drängt sich ihm auf, die Frage seiner eigenen Erhaltung. Zuletzt hat er die Noth des Landes, des Gottes Willen, seinen eigenen Entschluss vergessen: ein sinnverwirrendes Schreckbild hat sich vor seine Augen gestellt, das Schreckbild des Verrathes durch Teiresias und seinen treuesten Freund, seinen Schwager Kreon. Es verdrängt alle anderen Gedanken aus seiner Seele: diese einzige Vorstellung spinnt er mit unermüdlicher Selbstpeinigung immer weiter aus; selbst die Erinnerung an seine Eltern reisst ihn nicht aus seinen Phantasien. Das Wort des Sehers, das ihn daran mahnte, war ihm ein Blitz, der die Dunkelheit der Nacht durch sein grelles

[66]) Wohl schon nach V. 446.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Licht plötzlich durchbricht, aber wirkungslos verschwindet. Er zeigt sich jetzt als einen wahrhaften Egoisten: über dem Gedanken der Rache an seinen Verräthern vergisst er Volk, Freundschaft, Pflicht, Religion. Freilich glaubt er durch die Rache auch des Gottes Gebot zu erfüllen, da er Kreon auch für den Mörder des Laïos hält: aber an dem Gebote des Gottes als solchem liegt ihm nichts mehr; es hat für ihn nur Wichtigkeit dadurch, dass es ihm ein Recht giebt, seinen Feind zu vernichten. — So ist in diesem Epeisodion ein Moment entwickelt, das im Prolog nur leicht angedeutet war. Schon in der Unterredung mit Kreon hatte Oedipus den Verdacht geäussert, der Mörder könnte von Theben aus angestiftet sein; er hatte später auch schon die Möglichkeit ausgesprochen, dass derselbe Mann, der den früheren König umgebracht habe, auch an ihn Hand anzulegen gesonnen sei: dieser damals erst aufkeimende Verdacht ist nunmehr vollkommen aufgegangen. Schon durch diese meisterhafte Ausbildung eines früher nur leicht berührten Motivs würden der Prolog und das erste Epeisodion hinlänglich verbunden sein, wenn nicht, wie die weitere Entwickelung lehren wird, das scheinbare Abschneiden selbst den geschürzten Faden noch fester und kunstvoller schlänge.

Ist am Schlusse des Epeisodions die Frage nach Laïos' Mörder scheinbar verdrängt, so bemächtigt sich der Chor in seinem ersten Stasimon derselben mit um so lebhafterer Theilnahme. Dem Chor fehlt, wie schon bemerkt wurde, das nähere Verständniss des Streites zwischen Oedipus und Teiresias: denn er weiss ja nichts von dem Leben seines Fürsten vor seiner Ankunft in Theben. So hat er denn während des heftigen Zwiegesprächs meist den schweigenden, staunenden Zuhörer gespielt. In dieser Stimmung des Staunens, der Verwunderung und des innigsten Schmerzes finden wir ihn auch noch am Schlusse des Epeisodions, ganz unentschieden, welchem der beiden Männer er Recht, welchem Unrecht geben soll. Denn er liebt und verehrt beide gleich: den Seher kennt er aus alter Zeit als wahrhaft und untrüglich; der Fürst aber hat durch den Segen, den er in einer langen, preiswürdigen Regierung über das Land verbreitet, sein Herz so gefesselt, dass er aus Dankbarkeit fast eher noch zu der Annahme hinneigt, Teiresias könne sich getäuscht haben.

Dieser Streit zwischen Liebe und Glauben ist in dem ersten Stasimon vortrefflich dargestellt. Es beginnt mit der Frage nach dem Mörder des Laïos. Dass dieser nach des Sehers Worte der Fürst sei, können die edlen Greise nicht glauben. Der Verruchte muss irgendwo sich verborgen haben im thebäischen Lande. Aber er entfliehe! Zeus' Sohn selbst, Apollon, zieht, mit dem flammenden Blitze bewehrt, zum Kampf gegen ihn aus, und so droht ihm unentweichbar der Tod. Vielleicht hat er nach des Gottes ernster Mahnung bereits die Flucht ergriffen; dem Bergstier gleich hat er unwirthbare Wälder und Klippen zum Aufenthalt gewählt; aber man wird ihn auffinden, den Unglücklichen, der vergebens den folternden Qualen des Gewissens, vergebens dem von Delphi, dem Nabel der Erde, ergangenen Götterspruche zu entfliehen strebt. Furchtbar freilich, unendlich furchtbar wäre es, wenn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des weisen Sehers Prophezeiung sich bestätigte, die Oedipus als den Mörder bezeichnet. Aber wer könnte ihm hier unbedingt glauben? In dem Kampfe zweier Pflichten erstirbt das Wort zagend auf der Zunge. Bange Ahnungen durchbeben den Geist, und der Zweifel verdüstert gleichmässig Gegenwart und Vergangenheit. Da gar keine Veranlassung zu einem Streite zwischen Labdakos' und Polybos' Sohne zu denken ist, so fehlt auch jeder gerechte Grund, des Oedipus wohlverdienten Ruhm durch den Vorwurf eines solchen Frevels zu beflecken. Nur die Götter, Zeus und Apollon, kennen alles, was sich auf Erden begiebt; aber unter den Menschen kann kein Prophet auf Unfehlbarkeit Anspruch machen: an Weisheit mag allerdings einer den andern übertreffen; doch den Gründen der Vernunft gegenüber eines Sehers Angaben zu viel Gewicht einzuräumen, ist bedenklich und hier selbst pflichtwidrig. Hier ziemt es zu zweifeln, bis Teiresias' Wort durch untrügliche Beweise bewährt ist: vorher einen Mann wie Oedipus verdammen, wäre die niedrigste Lieblosigkeit.

Es lässt sich durch Worte nicht beschreiben, wie schön dem Inhalte das Metrum dieses prächtigen Chorgesanges angepasst ist. Der Grundrhythmus ist der choriambische, im ersten Strophenpaare noch vielfach mit andern Massen versetzt, im zweiten reiner und bestimmter. Der erste Vers des ganzen Liedes — ein choriambischer Dimeter, in dessen erster Hälfte aber der Choriamb, wie öfter, mit einer iambischen Dipodie vertauscht ist, nebst einem iambisch-logaödischem Schluss — malt trefflich den Widerstreit der Gedanken, der durch kein Grübeln beigelegt werden kann. Der zweite Vers hat fast dieselbe Messung; aber um in der Strophe das Unerhörte des Mordes, in der Gegenstrophe die Wichtigkeit des Götterspruches zu veranschaulichen, ist die iambische Dipodie des Anfanges durch eine spondeïsche ersetzt. Die zwei Glykoneen nebst einem Pherecrateus, statt der Basis nur mit einer Anakrusis versehen[67]), malen die eilige Flucht und die unstete Rastlosigkeit des Mörders; und nicht minder vortrefflich stellen die zwei folgenden anapästischen Verse in der Strophe den gewaltigen Tritt des rächenden Apollon, in der Antistrophe den Schrecken dar, den des Gottes Orakel dem Mörder einflösst. Das Strophenpaar schliesst dann ein vorn verkürzter Pherecrateus und ein Ithyphallicus mit Auflösung der zweiten Länge. Diese Auflösung scheint in der Strophe das bange Erzittern des Mörders vor den strafenden Todesgöttinnen, den Keren, in der Antistrophe die nimmer ruhenden Qualen eines bösen Gewissens zu bezeichnen. — Und wie erschütternd malen im zweiten Strophenpaare die mit den Längen schroff aneinanderstossenden Choriamben, deren gewaltiger Kampf durch die Vermittelung keines andern Metrums gemildert wird, den ungeschlichteten Streit der Gefühle und Pflichten in dem Herzen des Chors! Wie schön wird die Unsicherheit, das Schwanken der Entscheidung durch die anapästischen Anfänge mancher Versreihen[68]) oder durch

---

[67]) Vgl. G. Hermann, El. doctr. metr., S. 554.

[68]) πέτομαι 487. τί γὰρ ἢ 489. κρίσις οὐκ 502. παραμείψειεν 504.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Vorschlag zweier Kürzen[69]) dargestellt! Wenn irgendwo, so macht sich in diesem Chorgesange, wie in vielen äschyleïschen, die Bedeutung der Rhythmen mit einer ganz zweifellosen Klarheit und Deutlichkeit geltend[70]).

In dem zweiten Epeisodion tritt Kreon, der erfahren hat, welche Vorwürfe gegen ihn erhoben sind, aus dem Thor des von ihm bewohnten Seitenflügels des Königspalastes hervor, um sich zu vertheidigen. Er ist äusserst betrübt über die plötzliche Entzweiung mit seinem Schwager, den er stets so geliebt und geachtet hat; selbst das Leben scheint ihm nicht mehr wünschenswerth, wenn er fortan in der ganzen Stadt für einen Verräther gelten soll. Der Chor sucht seinen gerechten Unwillen durch die Versicherung zu beschwichtigen, dass der ganze traurige Auftritt nur eine Folge der zu mächtig entbrannten Leidenschaft gewesen ist, dass die gefallenen Worte nicht ernst gemeint sein können. Ueber den Grund der gegen Kreon erhobenen Anklagen will er nicht reden: „denn was die Herrscher thun, bemerk' ich nicht." — Oedipus hört im Palaste Kreons Stimme. Nach dem Streite mit Teiresias hat er sich in seine Gemächer zurückgezogen und in der Einsamkeit über seinem Zorn gebrütet: sein ganzes Sinnen und Trachten ist nach einer Richtung hingedrängt, er will nur eines, Rache. Die Wahrheit, die Möglichkeit seines Verdachtes zu prüfen, ist er nicht mehr fähig. So stürzt er, schäumend vor Wuth, aus dem Königsthor auf Kreon los. Die beiden Schwäger, bald die ärgsten Feinde, stehen dicht, Antlitz an Antlitz, einander gegenüber; Oedipus kaum im Stande, sich zu bemeistern, Kreon ruhig und gelassen, mit dem unbefangenen, aber beobachtenden Blicke eines Menschen, der unschuldig seinem Beleidiger entgegentritt.

Die ganze Entrüstung, die Oedipus in dem Auftritt mit Teiresias gezeigt hat, ist nichts gegen die rasende Leidenschaft, die ihn jetzt aus seinem Hause treibt. Merkwürdig: in der Einsamkeit, wenn der Geist vor sich selbst Rechenschaft ablegt von seinem Treiben, pflegt sich die Wuth abzustumpfen; die Ueberlegung findet Eingang und mit ihr die Ruhe. Bei Oedipus nicht. Sein Ingrimm ist noch gesteigert. Nah an Kreon hinantretend, mit vorgebeugtem Oberkörper, so dass jener den seinen etwas zurückziehen muss, schleudert er seinem Schwager mit donnernder Stimme und lebhafter Gesticulation sogleich die Beschuldigung entgegen, die er schon gegen den Abwesenden ausgesprochen hat. Höhnend stellt er ihm die Unbesonnenheit seines Strebens nach der Herrschaft vor, da ein solcher Plan gegen einen weder feigen noch thörichten Fürsten nur mit grossen Geldmitteln und der

---

[69]) Die ersten zwei Sylben in ἔμαθον 494, ἐπί 495, und die ersten zwei Sylben in ἐπίκουρος. Ebenso in der Antistrophe. Die Anfänge dieser Verse könnten auch Doppelanapästen sein.

[70]) Man hat in diesem Strophenpaare vielfach das ionische Metrum (a minori) finden wollen. Aber man braucht nur die Parodos der Bakchen und Hiketiden des Euripides, die Exodos der äschyleïschen Hiketiden, die Parodos der Frösche, das bekannte Lied des Horaz (Carm. 3, 12) zu vergleichen, um klar einzusehen, dass dieses Stasimon nicht aus ionischen Versen bestehen kann. Vgl. auch Rossbach u. Westphal, Griech. Metrik, S. 291 f., obwohl ebendas. S. 318 f. dieses Chorlied auch zu den ionischen gerechnet wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unterstützung des Volkes durchzuführen sei. Kreon fordert mit vollem Rechte die Erlaubniss der Gegenrede, die ihm aber Oedipus verweigert, falls er beweisen will, dass er nicht ein schlechter Mann sei. Das darthun zu wollen, sei ganz unnöthig, da die triftigsten Beweise seines Verrathes vorlägen. Endlich erreicht er wenigstens, dass ihm die Thatsachen genannt werden, woraus seine Schuld erhellen soll: und da zeigt sich denn, auf wie schwachen Grundlagen sein Argwohn ruht. Die nunmehr folgende, von Oedipus mit heftiger Kürze, von Kreon mit bündiger Ruhe und ausweichender Vorsicht gesprochene Stichomythie ergiebt nämlich als Schlussfolgerung des Oedipus Folgendes: Teiresias war schon unter Laïos in Amt und Ansehen, hat aber weder damals, noch nach dem Tode des Königs bei der durch das Erscheinen der Sphinx übrigens bald unterbrochenen Untersuchung[71]), noch, als ich König wurde, mich als den Mörder genannt. Jetzt erst schleudert er den Vorwurf jenes Verbrechens gegen mich, offenbar ungerecht: denn wenn er ihn beweisen konnte, so hätte er ihn früher aussprechen müssen. Ist aber sein Vorwurf lügnerisch, so muss ihn irgend jemand dazu angestiftet haben; und das ist niemand anders als du: denn du allein hast ein Interesse, mich aus meiner Herrschaft zu vertreiben. Du hast mir gerathen, Apollon zu befragen; hast selbst von Delphi den Spruch zurückgebracht, des Laïos Mord zu rächen; hast mich dann bewogen, nach Teiresias zu senden, der mich nunmehr als den Thäter nennt. — Aus dieser Schlussfolgerung erfahren wir erst, weshalb Oedipus' Wuth noch gewachsen ist. Des Teiresias Worte haben ihn doch getroffen. Zwar hat er in der Heftigkeit des Wortwechsels mit dem Seher zu keinem Nachdenken kommen können: war er doch damals schon zu sehr durch das erste Aufkeimen seines Argwohns in Anspruch genommen. Aber in der Einsamkeit hat ihn plötzlich die Erinnerung an einen dunklen Fleck in seinem Leben überrascht. Kann jener Greis, der durch Phokis auf dem Wege nach Delphi zog, nicht aus Theben gekommen, kann er nicht Thebens König gewesen sein? Eine entsetzliche Angst hat ihn übermannt; dieses Verbrechen, dessen Urheber er eben so schonungslos verflucht hat, kann und darf nicht auf seinem Haupte lasten bleiben. Dass Kreon der Mörder sein müsse, wird ihm, wie er sich selbst einredet, immer deutlicher; und ist es dieser, dann kann er selbst es nicht gewesen sein, dann fällt dieser Stein von seinem Herzen. Darum muss es jener gewesen sein; und um seinen Glauben unwandelbar zu machen, bestärkt er ihn durch den eben ausgeführten sophistischen Syllogismus. Kreon will er gar nicht zu Worte kommen lassen: denn gelänge es diesem, seine Unschuld darzuthun, so fiele ja die entsetzliche Last wieder auf seine Brust. Daher diese furchtbare Ungeduld, diese Hast, diese häufigen, ausdrücklichen Versicherungen, er sei unschuldig (vgl. V. 576), die gerade am meisten seine Furcht,

[71]) Daraus, dass eine Untersuchung angestellt, aber nach V. 130 bald unterbrochen wurde, ergiebt sich, dass die Sphinx erst nach Laïos' Tode nach Theben kam. Wäre sie schon vorher da gewesen, so würde wahrscheinlich (nach V. 130) gar keine Untersuchung eingeleitet worden sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er könne doch wohl schuldig sein, bezeugen. Kreon antwortet ruhig und mit aller Kraft des guten Gewissens; als es ihm endlich möglich geworden ist, einige Worte zu seiner Vertheidigung zu sagen, widerlegt er alle Vorwürfe einfach und ergreifend durch die Erinnerung an das herzliche, freundschaftliche Verhältniss, das stets zwischen ihnen bestanden, an die Bereitwilligkeit, mit welcher Oedipus stets seiner Gattin und auch seinem Schwager einen guten Theil seiner Macht abgetreten hat. Ja eben darin, unterbricht ihn ingrimmig der König, zeigst du dich als schlechten Freund: denn obwohl ich dir deinen Antheil nicht vorenthalte, strebst du doch unzufrieden nach der ganzen Königsmacht[72]). Mit grosser Gelassenheit weist Kreon darauf hin, wie jedem Verständigen das Wesen der Macht, das er ja stets besessen habe, lieber sein müsse als der Schein derselben, der stets mit Gefahren und Sorgen verbunden sei. Jetzt ist er der Vermittler zwischen Volk und König; an ihn wendet sich jeder, der von Oedipus einen Vortheil erlangen will. Welche Thorheit, solche Vorzüge aufzugeben, um andere, zweifelhafte und bedenkliche, zu erhalten. Wenn trotzdem eine genaue Untersuchung seine Theilnahme an einer Verschwörung erweisen sollte, so will er ohne Murren die Todesstrafe erleiden. Die Wahrheit des heimgebrachten Orakels werde der pythische Gott selbst bezeugen. Darum ermahnt er den König zur Vorsicht: einen Freund verstossen, sei nicht weniger schlimm als des eigenen Lebens Verlust. Die Zeit werde seine Wahrhaftigkeit und Treue bewähren: denn der gerechte Mann sei nur durch lange Beobachtung zu erkennen, den Schurken verrathe leicht ein einziger Tag. — Der Chor ist durch die eindringliche und mit der Ueberzeugung der Unschuld gesprochene Rede Kreons überzeugt: er räth dem König bescheiden, wie es ihm ziemt, die klugen Worte zu beachten: der schnelle Entschluss sei nicht immer der sicherste. Auch Oedipus ist ohne Zweifel bewegt; wollte und könnte er Kreons Gründe ruhig erwägen, so müsste er seinen Verdacht aufgeben: denn in Wahrheit hat die einfache, ungeschminkte Darstellung seines Schwagers das ganze Fundament der Anklage über den Haufen geworfen. Aber das kann Oedipus niemals zugestehen: er muss gegen alle Gründe der Vernunft sein Ohr, gegen alle Regungen des Gefühls sein Herz verschliessen und in dieser unnatürlichen Verstocktheit den schon wankenden Glauben an Kreons Schuld durch unnatürliche Mittel neu bestärken. Den Gründen Kreons stellt er nichts entgegen; nur dem Chor antwortet er, gegen einen rasch vorschreitenden geheimen Anschlag bedürfe es auch der schnellen Vertheidigung; und da Kreon glaubt, seine Verbannung sei schon beschlossen, droht er ihm in massloser Heftigkeit mit der Todesstrafe. Weitere Einwendungen berücksichtigt er nicht mehr, sondern beruft sich endlich auf seinen Herrscherwillen, dem sich jeder in Theben zu unterwerfen habe. Da nun Kreon, der allmählich auch die Geduld verliert, rücksichtslos behauptet, einem schlechten Könige brauche man nicht zu gehorchen, und gegen die Berufung des Oedipus auf das Zeugniss der Stadt auch seine Rechte in der Stadt

[72]) Dies gegen Wunders und Firnhabers Erklärung von V. 581. 582.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geachtet wissen will, droht der Streit zu einer unheilvollen Spaltung zu führen, als eben Iokaste, die den heftigen Wortwechsel vernommen hat, aus dem Seitenthor des Königspalastes, das zur Frauenwohnung führt, heraustritt, um die Aufregung der Streitenden zu beschwichtigen. Sie trägt als Königin ein purpurnes Schleppkleid[73]) und einen weissen, mit purpurnem Rande versehenen, shawlartigen Ueberwurf, der wahrscheinlich hinten lose über den Rücken und Nacken herabfiel[74]). Auch sie hat den Kothornos, doch wohl einen etwas niedrigeren, da bei den Griechen auch Weiberrollen von Männern gegeben werden. Maske und Haar verrathen ein ziemliches Alter, doch darf man sie sich nicht als Greisin vorstellen[75]). Bei ihrem Herannahen treten die streitenden Männer ein wenig aus einander, so dass sie als Vermittlerin zwischen beiden steht. Sie weist zuerst wieder auf die Noth des Landes hin und wirft den Männern ihre Eigenliebe vor, da sie in einer so ernsten Zeit sich nicht schämen, Privatstreitigkeiten zu verhandeln. Kreon schiebt mit Recht die Schuld auf den Fürsten, der ihm Tod oder Verbannung zugedacht habe. Mit diesen Worten, die von der Drohung des Oedipus (V. 622) einigermassen abweichen, will Kreon, wie es scheint, dem Wüthenden einen Ausweg weisen, sich des Verdächtigen ohne allzu grossen Frevel zu entledigen. Mit feierlichem Eidschwur betheuert er nochmals seine Unschuld; Iokaste und der Chor treten auf seine Seite und beschwören Oedipus, von seinem Vorhaben abzulassen. So vielen auf ihn einstürmenden Bitten kann er nicht widerstehen: er entschliesst sich endlich, aber nur widerstrebend, zum Nachgeben. Doch macht er den Chor, der in einem eindringlichen Kommos[76]) die Sache des bedrohten Kreon mit Wärme vertheidigt, für die Folgen einer solchen Milde verantwortlich: Kreon und Teiresias seien unablässig bemüht, ihn umzubringen oder zu vertreiben. Das ist das Schreckbild, das seinem Geist immer wieder begegnet; fortwährend stellt ihm die quälende Gewissensangst seinen Tod, seinen schmählichen Untergang vor Augen. Kreon tritt ab; auch für Oedipus wäre eine augenblickliche Entfernung das Beste, damit er sich sammeln und das Gleichgewicht seines Geistes wiederfinden könnte; doch will Iokaste vorher noch die Ursache des ihr so auffallenden Streites erfahren. Der Chor erzählt ihr, die beiden Fürsten seien durch einen ungegründeten Verdacht so heftig gegen einander erbittert worden; weiter will er aber nichts erwähnen, da in der grossen Noth des Landes dergleichen Erinnerungen aufzufrischen nicht passend scheine.

---

[73]) *συρτὸς πορφυροῦς.* Poll. 4, 118.

[74]) *παράπηχυ λευκόν.* Poll. a. a. O. u. 7, 53: *τὸ δὲ παράπηχυ ἱμάτιον ἦν τι λευκόν, πῆχυν πορφυροῦν ἔχον παρυφασμένον. καὶ παρυφὲς δὲ καὶ παραλουργὲς τὸ ἑκατέρωθεν ἔχον παρυφασμένην πορφύραν.*

[75]) Von den Frauenmasken, die Poll. 4, 138—141 erwähnt, scheint mir keine auf Iokaste zu passen.

[76]) Das Metrum des Kommos (649—668=678—697) ist in den Partien des Chors sehr beweglich; sie bestehen zum grössten Theil aus Kretikern, Dochmien und Iamben. Die Anfänge der letzten beiden Verse fasse ich antispastisch.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Oedipus, an den sich Iokaste nunmehr wendet, um weitere Aufklärungen zu erlangen, kann sich entweder des Streites nicht mehr genau entsinnen — denn der Vorwurf, er habe den Laïos ermordet, stammte nicht von Kreon, sondern von Teiresias[77]) —; oder er ist noch immer so sehr von seinem früheren Wahne befangen, dass er alle Worte und Verkündigungen des Teiresias auf eine Verabredung mit Kreon zurückführen zu müssen glaubt (V. 705 f.). Jedenfalls aber zeigen seine Worte, dass seinen Geist nunmehr die Furcht vor den Plänen seines Schwagers lange nicht mehr so beschäftigt, wie die Angst, dass er doch des Laïos Mörder sein könnte. Während er früher immer die Undankbarkeit Kreons als ärgsten Frevel darstellte, ist ihm jetzt die Verleumdung, als habe er den Laïos erschlagen, weit wichtiger. Iokaste ist sehr besorgt um ihren Gemahl; sie erkennt sogleich, dass die Worte des Sehers einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben; und in dem wohlwollenden Bestreben, ihn zu beruhigen, erzählt sie ihm ein Beispiel, das darthun soll, wie wenig überhaupt auf Mantik und Orakel zu geben sei. Einst kam, so erzählt sie, dem Laïos ein Götterspruch, wenn nicht von Phöbos selbst, so doch von seinen Dienern, er müsse sterben von der Hand eines Knaben, den ich ihm gebären würde. Aber Laïos fiel, wie die Sage geht, durch fremde Räuber auf einem dreigespalt'nen Wege; und der Knabe, der ihn umbringen sollte, ward gleich nach seiner Geburt mit zusammengeschnürten Füssen ausgesetzt und dem Tode preisgegeben.

Diese Erzählung der Iokaste macht einen grausenhaften Eindruck. Sie spricht von ihrem (früheren) Gemahl, von ihrem Kinde; und wie kalt, wie lieblos spricht sie! wie gefühllos erzählt sie die traurige Ermordung des Laïos, die grausame, unnatürliche Aussetzung ihres Knaben[78])! Diese Aussetzung war nach der unbefangenen Erzählung des Hirten (1172. 3.) sogar ihr eigenes Werk: hier schiebt sie die Schuld auf ihren todten Gemahl. Aber diesem Frevel folgt die Strafe auf dem Fusse. Durch ein absichtslos hingeworfenes Wort regt sie den schon Erschreckten noch furchtbarer auf und führt dadurch die Entdeckung des bisher Verborgenen herbei. Ihre Rede enthält also das Motiv der Peripetie, d. h. des Umschwunges, der Entwickelung zur Katastrophe. Wäre Oedipus ruhig und sorglos gewesen, so hätten die Worte „auf einem dreigespaltnen Wege" schwerlich einen so tiefen Eindruck auf ihn machen können; vielleicht hat er schon früher bei Schilderungen der Ermordung des Laïos einen ähnlichen Ausdruck gehört, ohne darauf zu achten. Jetzt aber, in diesem Augenblicke, da die Erinnerung an einst vergossenes Blut vor seinen Augen wie ein Gespenst aus dem Boden steigt, gewinnt das Wort eine furchtbare Bedeutung. Wie vom Blitz getroffen fährt er, als die Königin es ausspricht, zusammen; zerknirscht erwartet er das Ende der

---

[77]) Vgl. V. 350 ff. 362 u. 449 ff.

[78]) Vgl. darüber K. F. Hermann, Quaest. Oedip., S. 16 ff. Anm. 31.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erzählung und fragt mit zitternder Stimme, in welcher Gegend jener Weg zu finden sei. In Phokis, antwortet Iokaste, wo die Strassen von Delphi und Daulia zusammenstossen. Auch die Zeit stimmt merkwürdig: der Tod des Laïos fällt in die Zeit kurz vor der Ankunft des Oedipus in Theben. Der Arme! Er erfährt nun auch, dass Laïos ihm ähnlich war, dass sein Haar sich eben erst grau zu färben anfing; dass er nicht allein, sondern mit vier Begleitern, er selbst auf einem Wagen, nach Delphi gezogen sei. Die Identität jenes Mannes mit dem von ihm Erschlagenen muss ihm zweifellos werden. Er schaudert zusammen vor dem Gedanken, dass er jene grausen Flüche über sich selbst ausgesprochen, dass der göttliche Seher nun doch die Wahrheit gesagt haben könnte; und um auch noch die letzte Ungewissheit zu verbannen, verlangt er den einen Mann, der die Erzählung von Laïos' Untergang nach Theben gebracht hat, zu sehen und zu sprechen. Doch dieser, ein alter Diener des früheren Königspaares, ist nicht anwesend: als sein alter Herr erschlagen war und ein neuer Fürst den Thron bestiegen hatte, bat er flehentlich, aus der Stadt aufs Land ziehen und dort als Hirt sein Leben beenden zu dürfen. Merkwürdig, dass das Dringende in seiner Bitte der Königin, obwohl es ihr aufgefallen war (V. 760. 762), keinen Anlass zum Nachdenken gegeben hat; merkwürdig, dass Oedipus jetzt gleichfalls nicht darauf achtet. Doch dieser ist jetzt wieder ganz in Gedanken versunken: er achtet nicht weiter auf die näheren Angaben seiner Gattin und spricht nur wiederholt sein Verlangen aus, den Diener, der alles wissen muss, zu sehen. Der Iokaste ist das Benehmen ihres Gemahls ganz räthselhaft. Sein Erschrecken bei der Erwähnung des Dreiweges; seine Erkundigungen nach den näheren Umständen bei der Ermordung des Laïos; sein dringender Wunsch, den alten Diener zu sprechen, von dem er Aufschluss zu erhalten hofft — alles dies ist ihr unerklärlich: sie merkt, dass in der Seele ihres Gemahls noch eine verborgene Erinnerung sein muss, von der sie nichts weiss, und verlangt mit Recht, in dies Geheimniss eingeweiht zu werden.

So beginnt denn Oedipus jetzt zum ersten Mal von einer That zu sprechen, die er, durch Glück und Leichtsinn sicher gemacht, fast vergessen und ganz verschwiegen hat. Um seiner Gemahlin alles deutlich zu machen, muss er weit in die Vergangenheit zurückgreifen. Sein Vater, so lautet die Erzählung, ist Polybos, Herrscher von Korinth; seine Mutter Merope. Als Königssohn genoss er in seiner Vaterstadt die höchste Ehre und Auszeichnung, bis er durch einen eigenen Zufall von dort vertrieben wurde. Ein vom Wein erhitzter Mann machte ihm bei einem Gelage den Vorwurf, er sei nicht der Sohn des korinthischen Königspaares. Kaum kann Oedipus sich selbst beherrschen: seine Eltern, die er befragt, suchen ihn zu beschwichtigen; aber aus ihren ausweichenden Antworten und einer gewissen nicht zu verbergenden Verlegenheit merkt er, dass an der Sache etwas sein müsse. Schnell entschlossen, wie er ist, zieht er ohne Wissen seiner Eltern nach Delphi und befragt den Gott nach den Urhebern seines Daseins. Aber Phöbos, wie ergrimmt über die Undankbarkeit des Fragers, würdigt ihn keiner Antwort, sondern verkündet

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihm statt dessen mit deutlichen Worten: dass er Gemahl seiner Mutter, Vater eines allen Menschen verabscheuungswürdigen Geschlechtes, Mörder seines Vaters werden müsse. Oedipus ist überzeugt, dass Apollon durch sein Schweigen die Wahrheit seiner Abstammung von Polybos und Merope habe bestätigen und durch die furchtbare Drohung ihn für seinen Zweifel habe strafen wollen[79]). Er flieht Korinth, und kommt, unstet umherschweifend, eines Tages an jenen Ort, wo, wie Iokaste sagt, sein Vorgänger gefallen ist. In der Nähe des erwähnten Dreiweges begegnet ihm ein Herold und hinter ihm auf einem Wagen ein Greis wie Laïos. Der Wagenlenker drängt ihn aus dem Wege; in der Hitze erschlägt ihn Oedipus; und als der Greis zur Rache mit dem Doppelstachel einen kräftigen Streich nach seinem Haupte führt, ergrimmt er so, dass er nicht bloss ihn selbst, sondern auch alle seine Begleiter erschlägt. Die Flucht des einen bemerkt er nicht.

Diese wilde That ist es, die dem Oedipus jetzt keine Ruhe lässt. Denn wenn nun jener Mann mit Laïos auch nur verwandt ist, wer ist dann unglückseliger als er? Ueber sich selbst hat er dann den schweren Fluch ausgesprochen, mit dem er eines Fremden Haupt zu treffen glaubte; die Götter müssen ihn hassen, die Menschen verstossen. Des Ermordeten Bett befleckt er mit seinen Mörderhänden: kann es ein grässlicheres Schicksal geben? Fliehen muss er dann aus der Stadt, die er so lange glücklich beherrscht hat; und auch Korinth darf er nicht wiedersehen: denn dort erwartet ihn die Ehe mit seiner Mutter und ein zweiter, furchtbarerer Mord an seinem Vater. Der Arme ahnt nicht, dass alles längst vollendet ist! Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm: wenn jener Diener, der allein alles weiss, dabei bleibt, dass mehrere Räuber die Thäter gewesen sind, dann kann er — „denn nimmer wird der eine Mann den vielen gleich“ — der Mörder nicht sein. Iokaste sucht zu trösten: selbst wenn der Mann von seiner früheren stadtkundigen Erzählung abweichen sollte, wäre ja doch noch immer Apollons Orakel nicht in Erfüllung gegangen, das Laïos von ihres Sohnes Hand den Tod gedroht. Da also die Seherkunst, selbst die göttliche, sich so mangelhaft erweise, sei auch auf Teiresias' Worte nicht so viel Gewicht zu legen. Aber Oedipus wird durch diesen Trost nicht sehr ermuthigt: er bleibt dabei, dass auf des Dieners Aussage alles ankommt. Ihn muss er sehen. Zornig, tobend vor Wuth hat er den Königspalast verlassen: kleinmüthig und gebrochen geht er an der Hand seiner Gattin in denselben zurück.

Wieder um einen bedeutenden Schritt hat sich die Handlung in diesem Epeisodion fortentwickelt. Oedipus wollte Rache nehmen an seinen Feinden; jetzt ahnt er, dass er sich selbst wird strafen müssen. Die Möglichkeit, dass er des Laïos Mörder sein könne, ist ihm fast zur Gewissheit geworden. Er hört schon den dröhnenden Schritt des Verhängnisses, das zu seinem Verderben herbeieilt: und doch hat er noch keinen Begriff von der Grösse des Jammers, den die Nemesis

---

[79]) Und doch hatte der Gott ihm (V. 793) mit der Ermordung *τοῦ φυτεύσαντος πατρός*, wie im Gegensatze zu *τοῦ δοκοῦντος π.* (vgl. V. 436), gedroht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so bald über ihn ausschütten soll. Er hält sich noch immer für den Sohn des Polybos und der Merope, den von ihm erschlagenen Laïos für einen Fremden, Iokaste nur für sein Weib. Wie würde er zusammenbrechen, wenn er wüsste, dass dies alles nur die halbe Wahrheit ist!

Was den nicht unmittelbar Betheiligten in diesem Epeisodion am meisten erschüttern muss, ist die Verachtung, mit der Iokaste und zum Theil auch Oedipus von Göttern und Orakeln gesprochen haben. Die Königin vorzüglich hat ihre Geringschätzung aller Seherspruche, göttlicher wie menschlicher, so unumwunden an den Tag gelegt, dass der mit frommer Hingebung an dem Glauben seiner Väter hängende Chor im innersten Herzen darüber entrüstet ist. Er hat während des Dialoges, den Oedipus und Iokaste über diesen Gegenstand führen (698—862), nur ein einziges Mal (V. 834 f.) den erschreckten und verzagenden König zu trösten gesucht: man sieht es, dass er, wo allem Glauben, aller Demuth Hohn gesprochen wird, nicht mitreden mag. Als die Herrscher sich in das Innere des Palastes zurückgezogen haben, bricht sein Unmuth in dem schönen Stasimon hervor, das die Grenze bildet zwischen dem zweiten und dritten Epeisodion.

Wie um jeden Verdacht einer Uebereinstimmung mit den eben geäusserten Ansichten abzuwenden, spricht er bestimmt seine entgegengesetzte Ueberzeugung aus. Er wünscht in frommer Heiligkeit seine Lebensbahn zu durchwandeln, in unverbrüchlichem Gehorsam gegen die erhabenen Satzungen, welche nicht auf der Erde in dem dunkeln, wüsten Treiben der Menschen entstanden, sondern von den hoch auf dem Olympos in dem reinen, klaren Aether thronenden Göttern den Sterblichen überliefert sind; welche, von dem ewigen Hauche der Göttlichkeit durchweht, nie der Vergessenheit, nie dem Untergange verfallen. Die Heiligkeit solcher Satzungen kann nur der Uebermuth verkennen, der Uebermuth, der alles Göttliche gering achtend zum Frevel und von da zum Verderben führt, in das ohne der Götter Gnade dann ein ganzer Staat verwickelt werden kann. Dass dies hier nicht geschehe, erflehen die Greise in inbrünstigem Gebet; sie wollen ohne Wanken an dem Vertrauen auf die Götter festhalten. Nur den Schuldigen, der in Wort und Thaten frevelt, ohne Furcht vor der ewigen Gerechtigkeit, nur den fasse der Fluch des Schicksals: er wird ihn mit Recht fassen. Denn wenn solche Gesinnung zu Ansehen und Ehren kommt, können Gottesfurcht und Gottesdienst nicht bestehen. Die Götter werden daher gewiss in kurzer Zeit ihre Wahrhaftigkeit bewähren: ihre Orakel sind nicht in den Wind gesprochen. So muss auch, was vor langen Jahren dem Laïos der Gott geweissagt hat, zur Wirklichkeit werden; sonst schwindet alle Scheu vor den Himmlischen und ihren heiligsten Satzungen.

Das zweite Stasimon ist von dem ersten sehr verschieden. In diesem hatte der Chor nach dem schmerzlichsten Kampf zwischen der Pietät gegen einen gottgeweihten Seher und der Dankbarkeit gegen den König zuletzt sich für diesen entschieden. In dem folgenden Epeisodion ist etwas Höheres in Frage gestellt. Was Theben auch seinem Fürsten zu verdanken hat, die Religion ist doch ein kostbareres

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kleinod. Dieses Gefühl ist in dem Chor, obwohl es ihn zwingt, von seinen geliebten Herrschern sich abzuwenden, doch so fest und sicher, dass ein eigentlicher Zwiespalt des Willens, ein Schwanken, also eine Leidenschaftlichkeit nicht entstehen kann. Der Sieg der Religion über den Unglauben ist entschieden. Es herrscht daher in dem Gesange vergleichsweise eine gewisse Ruhe, die durch den Unwillen über die von der Iokaste geäusserten Gesinnungen nur wenig gestört wird. Demgemäss ist auch das Metrum von dem des ersten Stasimon wesentlich verschieden: während wir dort die heftigsten, aufgeregtesten Rhythmen gewählt fanden, treffen wir hier relativ ruhige, der leidenschaftsloseren Reflexion angemessene Masse. Der Grundrhythmus ist iambisch-trochäisch: doch ist die Schnelligkeit besonders der Trochäen durch die Anwendung der Epitriten hinlänglich gemässigt. Das erste Strophenpaar beginnt mit einer iambischen und einer trochäischen Dipodie; es folgen (V. 864) zwei katalektische Trimeter aus Epitriten, in dem einen trochäischer, im anderen iambischer Messung, sehr geeignet zur Veranschaulichung der fest und sicher einherschreitenden, weder rechts noch links ablenkenden Frömmigkeit. Die zwei Choriamben (ὑψιπετεῖς[80]) οὐρανίαν=876) bezeichnen sehr schön die schwindelnde Höhe, aus welcher nach der Strophe die Satzungen der Götter stammen, zu welcher in der Gegenstrophe der Uebermuth emporsteigt. Ein iambischer Trimeter catal. bildet dann den Uebergang zu zwei glykonischen Versen mit der Anakrusis statt der Basis; und sehr würdig und ernst wird das ganze beschlossen durch zwei Verse, deren erster (870) aus einer iambischen Penthemimeres, zwei Choriamben und einem Spondeus (vielleicht Trochäus semantus) besteht, und deren zweiter (871) anapästisch anfangend äusserst schwungvoll und gewichtig mit einem Antispasten endigt. Die felsenfeste Ueberzeugung des Chors von der Wahrhaftigkeit der Götter wird durch die fermatenähnlich zu verlängernden Schlusssylben beider Verse (Trochäus semantus und Antispast) trefflich ausgedrückt. Das zweite Strophenpaar zeigt das iambische und trochäische Mass in noch grösserer Reinheit; nur V. 885, 887=899, 901 sind choriambisch, den Glykoneen ähnlich, und der Schlussvers ist ein Pherecrateus, der statt der Basis die Anakrusis hat.

Die Erwartung des Chors, dass Religion und Gottesfurcht doch obsiegen müssen, scheint sich im Anfang des nunmehr folgenden, dritten Epeisodions an der kühnsten Verächterin aller höheren Mächte, an der Iokaste selbst, erfüllen zu wollen. Sie tritt aus dem Königsthor wieder heraus, von einigen Dienerinnen (vgl. V. 945) begleitet, und trägt wollumwundene Oelzweige und Räucherwerk in der Hand. Weil ihr Gemahl Oedipus immer unruhiger der Furcht sich hingiebt und den Folgerungen des Verstandes nicht mehr trauen will, ist auch sie selbst endlich schwankend geworden, ob es nicht rathsam sei, den lange verschmähten Göttern wieder einmal zu nahen. Ein rechter Ernst ist es ihr freilich nicht damit. Weil Apollon, dessen Altar dicht an des Palastes Thür steht, der nächste Gott ist, an den sie

[80]) So nach Nauck.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich wenden kann, so richtet sie, um nicht viel Zeit zu verlieren, an ihn ihre Bitte, ihrem Gemahl Ruhe und Linderung zu gewähren. Aber kaum hat sie ihr Gebet zu dem Gotte begonnen, so betritt durch den Eingang des linken Paraskenions, von der Seite der Fremde her, ein Bote die Bühne. Ueber einem kurzen, wohl noch aufgeschürzten Chiton[81]) trägt er einen kurzen Ueberwurf (χλαμύς) von nicht auffallender Farbe; hinter dem Kopf hängt an einem Riemen der Petasos. Die Maske und die greisen Locken, die das Haupt umkränzen, verrathen ein ziemliches Alter.

Am Ende des zweiten Epeisodions erwartete man die Entwickelung der Katastrophe schon ganz nahe, und noch mehr bestärkt wird man in dieser Vermuthung durch den Anfang des dritten. Das Opfer der Iokaste, die Verzweiflung, in der Oedipus sich befindet — alles deutet darauf hin. Gewiss jeder Zuschauer glaubt, dass der nunmehr auftretende Bote dazu bestimmt ist, die Selbsterkennung (ἀναγνώρισις) des Oedipus und mit ihr die Peripetie des Dramas herbeizuführen. Aber der Dichter wollte es anders. Gerade dieser Bote verursacht eine auffallende Verzögerung der so nahe scheinenden Katastrophe. Er erkundigt sich nach Oedipus; und da er von dem Chor erfährt, dass der Königspalast sein Haus, dass die auf der Bühne opfernde Frau seine Gemahlin ist, so verkündigt er frohe Zeitung aus Korinth: da Polybos gestorben ist, so hat man Oedipus zum König gewählt. Diese Nachricht vom Tode des Polybos muss natürlich gerade in diesem Augenblick, wo Oedipus so sehr die Erfüllung alter, Unheil verkündender Prophezeiungen fürchtet, einen tiefen Eindruck machen. Selbst die ungläubige Iokaste kann die erwünschte Kunde nicht für wahr halten. Der Bote muss seine Worte erst beschwören. Dann lässt sie triumphirend ihren Gemahl holen. Auch diesem muss der Bote seine Meldung ausdrücklich wiederholen: Polybos ist wirklich todt; er ist an Altersschwäche gestorben. Da verzweifelt auch Oedipus an der Wahrhaftigkeit der Orakel und Sehersprüche: nunmehr liegt ja Polybos im Grabe, ohne dass sein Sohn auch nur eine Waffe gegen ihn berührt hätte. Iokaste sucht ihren Gemahl in seinem Zweifel noch zu bestärken: aber obwohl keine Gelegenheit dazu günstiger ist als diese, so will doch selbst jetzt der Zuspruch nicht recht haften. Er hat noch immer allerlei Bedenklichkeiten: denn wenn auch seines Vaters Tod ihn von einer grossen Angst befreit, so schreckt ihn doch immer noch das andere Orakel, das ihm die Ehe mit seiner Mutter verheisst. Als ob, wenn einmal der eine Spruch als unwahr sich erwiesen hat, der andere zuverlässiger wäre! Wenig Trost gewährt ihm Iokastes Bemerkung, dass ein sorgloses, um die Zukunft unbekümmertes Leben das Beste sei; dass schon viele Menschen im Traum ihrer Mutter beigewohnt, ohne deswegen auch in der Wirklichkeit diesen Frevel begangen zu haben. Die Unglückselige! Ihr Sohn und Gemahl steht neben ihr. Der Bote, der die Unterredung mit Staunen angehört haben mag, will sie von ihrer Furcht befreien: nachdem er genauer erfahren hat, was dem Oedipus jenen Schrecken einflösst, eröffnet er diesem, dass Polybos

---

[81]) ἀνεσταλμένος χιτών. Arist. Ekkles. 268 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gar nicht mit ihm verwandt sei, sondern ihn als Findelkind empfangen habe. Der Bote selbst erhielt ihn einst in einer Waldschlucht des Kithäron, wo er die Heerden seines Herrn hütete, von einem andern Hirten, einem Diener des Laïos, befreite die durchstochenen Knöchel des Knaben von den Banden, welche erbarmungslose Eltern um dieselben gelegt hatten, und brachte ihn nach Korinth. Wessen aber jener Knabe war, wo der Hirt leben mag, der ihn ihm gegeben hat, kann er nicht sagen.

Wie unendlich viele neue Aufschlüsse hat Oedipus durch diese wenigen Worte erhalten! Zuerst sind also Polybos und Merope seine Eltern nicht. Die deutlichsten Spuren führen ihn auf Theben als den Ort seiner Geburt: von einem thebischen Hirten hat ihn der Bote empfangen, im Kithäron war er ausgesetzt. Seine Frau, so viel älter, als er, steht neben ihm; das Orakel hat ihm die Ehe mit seiner Mutter geweissagt; den thebischen König hat er wahrscheinlich erschlagen, und Phöbos hat ihm gedroht, seine Hand würde einst seinen Vater treffen — er hat alles beisammen, was zur Selbsterkennung nöthig ist, aber er merkt nichts. Der Chor entdeckt ihm, dass jener Hirt, den er suche, wahrscheinlich derselbe Mann sei, der auch als Augenzeuge über den Mord des Laïos Aufschluss geben könne: aber Oedipus erinnert sich kaum, dass er selbst ihn zu dem letzteren Zwecke hatte holen lassen wollen: eine viel wichtigere Frage muss gelöst werden. In seinem Eifer wird er wieder wie blind. Iokaste, die nach den Worten des korinthischen Boten den Thatbestand übersieht, bittet ihn flehentlich, von der weiteren Untersuchung abzustehen. Umsonst. An dem unseligen Glauben, sie schäme sich in ihrem Dünkel seiner vielleicht niedrigen Herkunft, entzündet sich sein Eifer nur um so mehr. Er erwartet mit Bestimmtheit, als ein Sklavensohn zu erscheinen: und wenn dies der Fall ist, wie glänzend war dann seine Laufbahn, deren Ruhm er nur seiner eigenen Klugheit zu verdanken hat. Der Tyche Kind zu heissen — und gerade diese Tyche war's, die ihn verdarb (V. 442) — das scheint ihm das Schönste, das Herrlichste. In diesem Freudentaumel hat er alles vergessen, was ihn früher so tief erregte: das Unglück des Landes, die Bestrafung des Kreon und Teiresias, das bleiche Haupt des Laïos mit den Blutflecken auf den greisen Locken — alles ist wie hinweggezaubert. Die klarsten Andeutungen versteht er nicht; die plötzliche Entfernung seines Weibes, die selbst dem Chore bedenklich erscheint, ihn rührt sie nicht. Nur für eines hat er Sinn: den Hirten muss er sehen, und durch diesen soll denn seine Geschichte ergründet werden.

Der Schwung seiner Hoffnung ist so gross, dass selbst der Chor dadurch mit fortgerissen wird. Während Oedipus nach dem Abgange seiner Gattin, die alles erkannt hat, allein auf der Bühne steht und mit Spannung der Ankunft des längst ersehnten Dieners entgegen sieht, malen sich die Greise, heftig erregt durch die Aufschlüsse des letzten Epeisodions, in einem Liede, das nach dem lebhaften Schwunge seines Inhalts zu urtheilen, mit einer gesticulirenden, tanzartigen Bewegung verknüpft gewesen sein muss[82]), voll Freude und Jubel die Möglichkeit aus,

[82]) Vgl. Böckh, Antigone S. 282.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dass Oedipus vielleicht gar von einem Gotte herstamme. Wenn irgend die Fähigkeit in die Zukunft zu schauen dem Menschen vergönnt ist, so glauben sie schliessen zu dürfen, so wird morgen Nacht der Kithäron, von den Strahlen des Vollmonds erhellt, Zeuge sein einer grossen Festfeier, die für die Entdeckung der Abstammung des Oedipus angestellt werden wird. Von Chortanz und Gesang sollen die Schluchten wiederhallen, in denen Oedipus einst geboren und aufgezogen ist. Denn es kann nicht fehlen, von einer der Unsterblichen, von einer Nymphe ward er gewiss zur Welt gebracht; mag ihn diese nun aus der Umarmung des Pan oder des Loxias, der ja auch auf ländlichen Auen gern umherschweift, des Hermes oder des Bakchos als Liebespfand empfangen haben. — Das Metrum dieses kurzen, nur aus einem Strophenpaar bestehenden Gesanges ist in seiner gleichsam aufspringenden Bewegung zum Ausdruck der Freude, zum lebhaft gesticulirenden Tanze höchst geeignet. Es besteht aus einer prächtigen Mischung von trochäischen, daktylischen und epitritischen Massen: die Einleitung bildet ein Choriambe, den Schluss ein Antispast.

Aber wie entsetzlich contrastirt die freudige Erwartung des Chors mit dem Inhalte des vierten Epeisodions, in dem nunmehr die Katastrophe mit zermalmender Entschiedenheit hereinbricht. Aus dem Eingange des rechten Paraskenions führen des Oedipus Diener einen Greis auf die Bühne. Er ist wenigstens ebenso alt, vielleicht etwas älter, als der Bote aus Korinth. Als Hirt hat er eine Bekleidung von Ziegenfellen. Auf dem Haupte oder hinter demselben an einem Riemen befestigt trägt er wahrscheinlich die den Landleuten[83]) eigene Mütze aus Hundsfell (*κυνῆ*), in der Hand einen Hirtenstab. Sein Haupt ist fast kahl; die wenigen Haare, die ihm geblieben sind, ganz weiss. Die Farbe seines Antlitzes ist blassgrau, und die starken Furchen, welche die Zeit hineingegraben hat, zeugen davon, dass der Mann ein scheussliches Geheimniss in seiner Brust verschliesst; die Nase ist bei der Abmagerung der Wangen scharf hervorgetreten, ebenso die oberen Knochen der Augenhöhlen; die Augenbrauen sind weiss und stehen wirr durch einander; die Augen selbst deuten auf einen düstern, mürrischen Charakter[84]).

Oedipus bemerkt den Alten von ferne und macht den Chor auf ihn aufmerksam. Dieser sowohl, wie der Bote aus Korinth, bezeugen entschieden die Identität des eben erschienenen Mannes mit dem alten Diener des Laïos, der den kleinen Oedipus dem korinthischen Boten übergeben hat, und der jener Mordscene „am Dreiwege" entgangen ist. Im Hause des Laïos geboren und erzogen, ward er meist zum Hirtendienst benutzt und besuchte vielfach die Triften des Kithäron-Gebirges. In dem anwesenden Fremden aus Korinth erkennt er ohne Zweifel gleich

---

[83]) Arist. Wolk. 268. Eine Art der *κυνῆ*, die *Θεσσαλίς*, mit breiten Rändern, trugen auch Reisende. Oed. Kol. 314.

[84]) Poll. 4, 137. 8: *ὁ μὲν διφθερίας ὄγκον οὐκ ἔχων περίκρανον δ' ἔχει καὶ τρίχας ἐκτενισμένας λευκάς-- καὶ μυκτῆρα τραχύν, ἐπισκύνιον μετέωρον, ὀφθαλμοὺς σκυθρωπούς· ὕπωχρος δ' ἐστὶ καὶ τὸ γένειον προπαλαίτερος.* Das *ἐπιμήκης τὰς παρειάς* 4,133 wird wohl auch auf diese Maske passen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Hirten wieder, dem er damals jenen unglücklichen Knaben übergeben hat; doch da er augenblicklich den ganzen Zusammenhang erkennt, so will er nicht sagen, was er weiss. Er giebt vor, sich auf den ihm vorgestellten Mann nicht mehr besinnen zu können. Der Korinthier erinnert ihn ausführlich an die Zeit, in der sie beide in des Kithäron Berggeländen drei Jahre hindurch vom Frühjahr bis zum Herbst zusammenlebten. Damals, fährt er fort, gabst du mir einst ein Kind, das ich mir selbst grossziehen sollte; dies Kind ist — Oedipus, dein König. Der alte Diener, der sein so lange sorgfältig bewahrtes Geheimniss plötzlich verrathen sieht, ist höchst entrüstet über die unschuldige Voreiligkeit des Korinthiers; aber gerade durch diesen plötzlich hervorbrechenden Unwillen offenbart er nur zu sehr, was er weiss, und wird nunmehr von dem ungeduldigen Fürsten selbst durch Androhung von Foltern zum vollständigen Geständniss gezwungen. Er hat allerdings jenes Kind dem andern Hirten übergeben; aber mit Schaudern verwahrt er sich gegen den Verdacht, sein eigenes Kind einem so grausamen Schicksal überliefert zu haben. Der Knabe stammte aus dem Hause des Laïos, ja, er war — des Laïos Sohn; die eigne Mutter war es, welche die Frucht ihres Leibes dem sicheren Tode überantwortete, aus Furcht vor jenem schrecklichen Orakel, das dem Laïos den Tod von Sohnes Hand verkündete. Der alte Diener hatte in der besten Absicht das arme Kind dem fremden Hirten gegeben; er hatte gehofft, dieser würde es in weit entlegene Länder bringen: und nun hat er es zum furchtbarsten Unheil aufbewahrt. Denn nunmehr ist alles klar, und es bedarf keiner Frage mehr: Oedipus ist der Sohn des thebischen, nicht des korinthischen Königspaares, er ist der Gatte seiner eigenen Mutter. Deswegen also ist Iokaste so schnell in den Palast gestürzt; deswegen hat der alte Diener so lange gezögert, sein Wissen zu offenbaren. — Und da nun der eine Theil des alten Orakels, die Ehe mit der Mutter, in Erfüllung gegangen ist, so muss auch der andere schon zur Wirklichkeit geworden sein. Der Unglückliche forscht nicht erst danach, obwohl er den alten Diener gerade deswegen hat rufen lassen. Wozu erst fragen? Jener Greis am Dreiwege vor Delphi, wer soll es sein als Laïos, sein Vater? Jetzt auf einmal gewinnt der lange Verblendete die ganze Klarheit und Schärfe seines Verstandes wieder: was er früher trotz der augenscheinlichsten Beweise nicht begreifen konnte, davon überzeugt ihn jetzt ein Augenblick. — Mit wenigen Worten, die der tiefste Seelenschmerz ihm aus der Brust presst, stürzt er zerknirscht und vernichtet durch das mittlere Thor in den Königspalast, den er einst so stolz, so gefeiert betreten hatte. Wiederum ist die Bühne leer.

Die Ueberzeugung des Chors von der Wahrhaftigkeit aller göttlichen Orakel ist nunmehr bekräftigt durch die Entwickelung der Ereignisse. Aber ach, er kann sich der Freude, dass sein Glaube an die Himmlischen nicht zu Schanden geworden ist, nicht hingeben: denn das Glück seines geliebten Herrschers, der so lange mit milder Hand das Scepter in Theben geführt, dessen Regierung so viel Segen über das Land gebracht hat, ist für immer in den Staub getreten. Ein so grosser und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

herrlicher Mann, ein so milder König, und nun so tief, so unaussprechlich tief gesunken! Wie mahnt doch sein Schicksal an die Vergänglichkeit der irdischen Güter, an die Gebrechlichkeit und Schwäche, die an allem Staubgeborenen haftet! Ja wahrlich, dem Nichts gleich sind die Geschlechter der Sterblichen im Leben: denn alles Glück, das sie erringen können, ist ein eitler Wahn, der eine Zeit lang täuscht und beseligt, dann aber plötzlich unter den Händen zerfliesst! Wie herrlich ist nicht früher alles dem Oedipus geglückt! Was niemand konnte, hat er erreicht: er löste das Räthsel der Sphinx; er wehrte wie ein hochragender Thurm Tod und Verderben von dem thebischen Lande ab. Den Thron erwarb er sich durch seine Weisheit, und stets ward sein Name mit Liebe von dem Volke genannt; sein Ruhm hatte sich durch alle Länder verbreitet. Und jetzt! Dem Weibe, das ihn geboren, hat er Kinder abgewonnen; o, wie hat er so lange, ohne es zu wissen, in der jammervollen Ehe gelebt! wie hat er so lange sich wohl befunden in dem Schicksal, das sein Verderben war. Verklungen waren für sein Ohr die alten, warnenden Orakelsprüche, sein Ehrgeiz hatte sie übertäubt; vergessen waren die eigenen ahnungsschweren Erinnerungen, die Sonne des Glückes hatte sie wie Gespenster verscheucht; eingewiegt lag er im Schosse der Sicherheit, des Ruhmes, bewundert und beneidet von allen: da, nach so vielen Jahren, kam die alles sehende Zeit und deckte die Greuel auf, die bisher in der Nacht der Vergangenheit verborgen gelegen hatten. Die Erinnerung an alles dies ergreift den Chor so stark, dass sich ihm der Wunsch aufdrängt, den Oedipus nie gesehen zu haben; dadurch wäre er befreit geblieben von allem Schmerz, der jetzt seine Brust zerreisst und hinausströmt in laute, wilde Klagen. Denn ach, sie lassen sich nicht zurückhalten: sie gelten ja dem, der zuerst dem erschöpften Volke von Theben Linderung gebracht, der zuerst wieder den Trost des Schlummers in die mattgeweinten Augen gegossen hat.

Seinem klagenden Inhalt angemessen besteht der Chorgesang aus tief ergreifenden Metren. Die Glykoneen, die Sophokles in ihren verschiedenartigen Formen mit Vorliebe und feiner Einsicht benutzt hat, sind in dem ersten Strophenpaar auf eine wahrhaft bewundernswerthe Weise angewandt. Da sie in der vollständigen Form zu viel Ruhe und Würde, zu viel Anmuth für einen so ergreifenden Gesang[85]), in der verkürzten dagegen (mit der Anakrusis statt der Basis) zu viel Energie, zu viel Excitatorisches haben würden, so hat Sophokles einen Mittelweg gefunden, indem er die vollständige Form mit der abgekürzten wechseln lässt. Aber in dem ersten Strophenpaare versetzt sich der Chor bei allem Schmerze doch noch mit seinen Gedanken aus der Gegenwart in eine bessere Vergangenheit, um sich an derselben zu erheben und zu trösten; der volle Ausbruch des Jammers und der Trostlosigkeit wird noch zurückgehalten und verzögert. In dem zweiten Strophenpaare dagegen überlässt er sich dann um so ungezügelter der Verzweiflung, welche das gegenwärtige Geschick des Königshauses in ihm hervorruft; mit herzzerreissender

[85]) Vgl. unter anderen das erste Strophenpaar des Chorgesanges in Oed. Kol. 668 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schonungslosigkeit führt ihm das Gedächtniss alle die grausen Frevel vor, die nunmehr offenbar geworden sind, die den geliebten Fürsten unerbittlich vernichtet haben. Demgemäss springt hier das Metrum vollständig um[86]). Von Glykoneen finden wir keine Spur mehr: in mannichfachen Verschlingungen und Uebergängen wechseln iambische und trochäische Reihen; und darunter eingestreut finden sich einzelne, wie im Uebermass des Schmerzes heftig herausgestossene Choriamben. Der erste Vers, aus einer iambischen Penthemimeres und drei Iamben bestehend, bezeichnet durch die hinter der letzten, absichtlich langen Sylbe der Penthemimeres eintretende Cäsur die Aufregung des Chors, der vor Schmerz kaum fortfahren kann[87]). Noch härter stösst im zweiten Verse die Arsis des Iambus, mit dem er beginnt, auf die des Choriambus — eine Härte, deren Eindruck dadurch noch verstärkt wird, dass die beiden Arsen in der Strophe und Gegenstrophe zu einem und demselben Worte gehören, so dass also zwischen ihnen nicht einmal inne gehalten werden darf. Den Schluss des zweiten Verses und den ganzen dritten bilden kürzere iambische Reihen, in denen die Heftigkeit des Jammers einigermassen nachzulassen scheint. Aber um so gewaltsamer wird der Schmerz gleich im vierten Verse (1207=1216) wieder aufgestachelt durch die zusammenschlagenden Arsen eines Iambus und eines trochäischen Dimeters; und höchst wunderbar malen die kurz abgebrochenen drei katalektischen Ithyphalliker, an die sich ein nur um zwei kurze Sylben im Anfang längerer und dadurch etwas weicherer Vers schliesst, die gänzliche Unfähigkeit des Chors, sich zu fassen. Der vorletzte Vers, ein choriambischer Tetrameter, in dem aber der zweite und vierte Choriambus mit einer iambischen Dipodie vertauscht ist, scheint durch seinen eigenthümlichen Bau wie geschaffen zum Ausdruck der masslosen, unerschöpflichen Klage. Der Schluss des Ganzen endlich, ein Choriambus mit einem Ithyphallicus verbunden, erweckt gleichsam den Schmerz nochmals zu einem letzten, kurzen Ausbruch, bringt ihn aber dann durch den logaödisch-trochäischen Ausgang zuletzt zum Schweigen.

Mit dem letzten Epeisodion und dem darauf folgenden Chorgesange, den wir so eben behandelt haben, könnte das Drama beendigt erscheinen. Die Katastrophe ist eingetreten; das lange Verborgene ist ans Licht gekommen, Oedipus hat sich als Mörder seines Vaters, als Gemahl seiner Mutter erkannt. Nach modernen Begriffen könnte es räthlich erscheinen, die Tragödie nicht weiter fortzusetzen, den mächtigen, erschütternden Eindruck, den wir durch die Selbsterkennung des Oedipus erhalten haben, nicht durch andere Scenen abzuschwächen. Aber ein Schluss, der hier schon abbräche, wäre durchaus ungriechisch, am wenigsten sophokleïsch. Es bedarf einer Versöhnung unseres Gefühls mit der scheinbar zu harten Strafe, die Oedipus auferlegt wird[88]); der Zuschauer muss erkennen, dass das Schicksal nicht

---

[86]) Vgl. Herm., El. doctr. metr., S. 728 unten.

[87]) G. Hermann zu d. St.: Egregia a praecedentium stropharum alacritate iam in tristis fortunae commemoratione ad lugubrem illum numerum transiit Sophocles, quem libri hoc versu praebent.

[88]) Vgl. Aristot. Poëtik 6, 2 und Th. Kock, über die Katharsis.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus Tücke und Schadenfreude einen solchen Mann vernichtet, dass die Götter nicht mit absichtlicher Verführung einen Unschuldigen zur Sünde verlockt haben; sondern dass die Gründe, welche das Missgeschick des Oedipus bedingen, in seinem Charakter zu finden sind, dass sein Unglück selbstverschuldet ist. Freilich hat sich uns diese Ueberzeugung schon in mehreren Scenen aufgedrängt; ein seltsamer Leichtsinn, eine unmässige Heftigkeit, Neigung zu ungegründetem Argwohn und in den Augenblicken der Leidenschaft eine gewisse Härte und Grausamkeit, endlich Nichtachtung der Götter und ihrer Orakel treten auffallend hervor; aber damit wir an der Richtigkeit unserer Auffassung nicht mehr zweifeln können, müssen wir den Unglücklichen selbst seine Schuld anerkennen hören und aus seinen eigenen Worten ersehen, dass er nicht mit Trotz und dem Unwillen eines ungerecht Beleidigten, sondern mit Demuth und Ergebung das Unglück erträgt, das die Götter über ihn verhängt haben.

Auch die Anlage der Charaktere verbietet die Beendigung der Tragödie mit der Katastrophe. Oedipus und Iokaste sind beide dem Glauben an die Götter entfremdet; aber in verschiedener Weise. Oedipus ist halb gläubig, halb ungläubig; so viel Ursache er zu haben meint, den Orakeln der Götter zu misstrauen, so kann er sich doch zu einem vollständigen Bruche mit denselben nicht entschliessen: er erscheint so schwächer als Iokaste, die in Wahrheit denselben vollzogen hat. Es würde ein sehr mangelhaftes Drama sein, das den Gegensatz in diesem Stadium der Entwickelung liesse. Sophokles hat ihn weiter und wahrer durchgeführt. Dass das Weib, wenn es in den Zweifel geräth, demselben sich unbedingter hingiebt, ist eben seine Schwäche: der wahre Mann, dem das Streben den Dingen auf den Grund zu kommen angeboren ist, kann sich damit nicht begnügen; er muss hindurch zur Wahrheit. Die Tiefe seines Geistes hindert ihn, an der Oberfläche stehen zu bleiben; wo das Weib die Untersuchung gern abgebrochen sähe, weil sie es nicht wagt, der Wahrheit ins Auge zu schauen, da muss der Mann das volle Licht haben, und wenn es das Glück des Lebens kostete. Wenn daher Oedipus in der Kühnheit des Zweifels von Iokaste oft übertroffen und gewissermassen verdunkelt erschien, so muss er sich nunmehr noch in der vollen Grösse des Helden zeigen, der es vermag, das Schreckliche zu ertragen und zu leben, wo des Weibes höchster Muth ist zu sterben; der aber eben deswegen von den Göttern auch gewürdigt wird, ihre volle Reinheit und Heiligkeit zu schauen. Er gewinnt durch Kämpfe und Leiden den wahren Glauben an die Gerechtigkeit der Götter. Das ist das Wonnegefühl, das den Märtyrer unempfindlich macht gegen die Pein körperlicher Schmerzen, das den Irrenden zu Gott zieht mitten in der herben Bitterkeit der verdienten Strafe. Ja gewiss ist eine Vorahnung des Evangeliums in diesen heidnischen Tragödien.

Nicht wenige Dichter würden Oedipus nach der Entdeckung seiner Greuelthaten entweder sich selbst blendend vorgeführt oder wenigstens gleich nach der Blendung rasend und tobend vor Schmerz vor unsere Augen gebracht haben; Sophokles, von einem feineren und zarteren Gefühl geleitet, lässt nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bloss die Blendung im Innern des Palastes vor sich gehen, sondern auch die erste Wuth des Schmerzes dort austoben. Iokaste kann gar nicht mehr vor die Augen der Zuschauer treten: denn der Anblick eines Weibes, das an sich selbst die scheusslichsten Greuel erduldet hat, würde dem Gefühle ein Abscheu sein, und sehr weise und im Einklange mit der jedem edlen Menschen angebornen sittlichen Scheu entfernt sie der Dichter selbst noch vor der vollen Entdeckung des Frevels. Oedipus dagegen, der zwar jene Greuel vollzogen, aber nicht an sich selbst vollzogen hat, mithin nicht der befleckte Gegenstand selbst ist, kann ohne Erregung des Abscheus sich den Zuschauern wieder zeigen. Aber wie? in welcher Stimmung? — Ein Mann wie er kann nicht sittlich untergehen; er kann fehlen, Sünden auf sich laden, die ihm gerechte Strafe zuziehen; aber diese Strafe darf ihn nicht vernichten; sie muss vielmehr dazu dienen, den Adel seines Charakters von den Flecken zu läutern, die ihn früher entstellten. Er muss nach der Strafe als ein reinerer Mensch erscheinen, der trotz aller Frevel, die er begangen hat, unsere Liebe, unsere volle Theilnahme verdient.

Aber kann Oedipus deswegen unmittelbar nach der Blendung gleich als sittliches Ideal erscheinen? Wird er gleich seine Frevel überall ganz in dem rechten Lichte betrachten? — In dem Augenblicke, in dem er wieder hervortritt, kommt er zum ersten Mal als Gestrafter wieder unter Menschen; die Wuth des Schmerzes, das Andenken seiner Leiden ist noch zu mächtig, als dass sie ihn und sein besseres Bewusstsein nicht zuweilen unterdrücken sollten; beides wird ihn hin und wieder noch zu Aeusserungen hinreissen, die über die Wahrheit bald zu seinem Vortheil, bald zu seinem Nachtheil hinausgehen. Das vollkommene Gleichgewicht des Charakters kann er erst gewinnen, wenn der Schmerz ausgetobt, wenn die Wuth über die Härte seines Schicksals Platz gemacht hat einer ruhigeren, vernünftigeren Ueberlegung, die nur eine Folge längerer Anstrengung und ernster Beschäftigung mit sich selbst ist. Diese Zeit kann aber in unserer Tragödie vollständig noch gar nicht dargestellt, höchstens am Ende derselben angedeutet werden. Deswegen sind die Aeusserungen des Oedipus über seine Schuld und Unschuld in der Exodos des Dramas nicht als massgebend anzusehen; sie sind noch zu leidenschaftlich, als dass sie durchaus der Wahrheit, die stets mit der Mässigung Hand in Hand geht, entsprechen könnten; uud erst die Worte des unparteiischen, bei dem Unheil des Königshauses nicht unmittelbar betheiligten Chors führen sie auf die rechte Mitte zurück.

Die Exodos der Tragödie, die dem letzten Stasimon folgt, eröffnet ein Bote, der aus der Mittelthür des Königspalastes hervortritt, gekleidet etwa wie der Fremde aus Korinth, nur ohne die Reisemütze; doch verräth seine Maske sowohl in der Färbung der Haare als auch in dem Ausdruck des Gesichts wohl ein weit jugendlicheres Alter[89]). Er wendet sich an die Männer, die bisher, dem

[89]) Er wird die Maske getragen haben, die Pollux 4, 137. 8. unter dem Namen σφηνοπώγων,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fürstenhause der Labdakiden treu ergeben, an allen Schicksalen desselben mit inniger Herzlichkeit Theil genommen haben. Iokaste ist todt — das ist die Nachricht, mit der er seine Erzählung einleitet. Gleich nachdem sie den Zusammenhang der Begebenheiten erkannt und ihren Gemahl vergeblich vor weiterer Nachforschung gewarnt hatte, war sie wie eine Rasende in den Thalamos zu dem Ehebett hinangestürzt. Mit den Geberden des wildesten Schmerzes beschwört sie den Geist des Laïos herauf wie zum Zeugen der Greuel, welche aus der gottverfluchten Liebesumarmung hervorgegangen waren. Sie schliesst die Thüren des Gemaches und flucht dem Lager, das ihr doppelte Schmach gebracht hat. Dann ward es still. Aber gleich darauf stürzte mit grässlichem Schrei Oedipus ins Haus, und ein Schwert fordernd eilte er fort, um „sein Weib und nicht sein Weib" zu suchen. Keiner der Anwesenden wagte zu sprechen; dennoch fand er sie leicht. Mit Riesenkraft wirft er sich auf die verschlossenen Thüren des Gemaches, in dem sie verschwunden war; die Riegel weichen — er steht vor ihr. Aber welcher Anblick! Von der Decke herab hängt Iokaste, den Hals in einer festen Schlinge: sie ist todt. Mit schrecklichem Brüllen lässt er den Strang hernieder, nimmt die Spangen von ihren Kleidern und bohrt sie tief in seine Augen. Denn weil sie früher gegen seine Leiden und Thaten blind gewesen, so sollen sie auch hinfort weder seine Kinder noch einst seine Eltern in der Unterwelt sehen (vgl. V. 1371 ff.). Dicht und gewaltsam stürzen, wie Hagel, des Blutes Ströme aus den durchstochenen Augen und färben mit purpurnem Guss seine Wangen. Aber mit diesem Schmerz hat er sich noch nicht genug gethan. Vor allem Volk will er Gerechtigkeit üben: er befiehlt die Riegel des Königspalastes zu öffnen und den Vatermörder allen Kadmeern zu zeigen, damit man sehe, wie er selbst an sich die Strafe vollzogen hat. Dann will er fortziehen aus der Heimath, wie er es dem Mörder des Laïos bestimmt hatte, und Theben durch seine Gegenwart nicht ferner beflecken.

Nach dieser vorläufigen Schilderung des Schrecklichen — und Worte machen ja nie den Eindruck, den der Anblick hervorbringt (V. 1238) — ist der Chor hinlänglich vorbereitet, seinen geliebten Fürsten in seinem traurigen Schicksal zu sehen. Noch einmal tritt er aus dem Königsthore des Palastes hervor[90]); aber ach, in welchem Zustande! Welch ein Unterschied zwischen diesem Oedipus und jenem, der einst stolz und ruhmgekrönt in diesen Palast einzog, um das Scepter und die Hand einer Königin als Preis seiner Klugheit zu empfangen! Jetzt selbst Feinden bedauernswerth (V. 1296), erscheint er wie ein Schatten seiner früheren Grösse. Das purpurne, goldgestickte Fürstengewand hat er abgelegt; der buntfarbige Leibrock ist vom Blute geröthet; den Stab des Königs hat er mit dem Stabe des blinden Bettlers vertauscht (V. 456). Und wie entstellt ist sein Antlitz! Sein Haar fliegt verworren durch die Luft; aus den öden Augenhöhlen starrt unermesslicher Schmerz. Sein

„keilförmiger Bart," beschreibt. 4, 138: *ὁ δὲ σφηνοπώγων ἀκμάζει, καὶ ὄγκον ὑψηλὸν ἔχει καὶ πλατύν, κοιλαινόμενον ἐν τῇ περιφορᾷ· ξανθός, τραχύς, ἐρυθρός, πρέπων ἀγγέλῳ.*

[90]) Dies gegen O. Müller (Eumeniden S. 104). Vgl. V. 1424—1431.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schritt, einst so fest und sicher, wird jetzt, unstet und schwankend, von dem tastenden Stabe geleitet. Das ist der Oedipus, den der Chor jetzt erblicken muss. Ein Trost nur ist ihm noch geblieben, die Sprache. Welch ein Segen für ihn, der ohne dieses Labsal in stummer Verzweiflung vergehen müsste, welch ein Segen für die Greise, die nun durch beschwichtigende Wechselrede seinem gequälten Herzen Linderung verschaffen können! Mit einem aus der Tiefe der Brust heraufgepressten Weheruf beginnt er. Das Geschick der Blindheit ist ihm noch so neu: er weiss nicht, wohin sein Fuss schreitet, wohin sein Wort, sobald es den Lippen entflohen ist, entirrt. Die ganze Aussenwelt erscheint ihm wie eine einförmige, schrankenlose Einöde. Wie grässlich ist die Qual, für immer in diese Finsterniss, diese unerbittliche, stumme, nie weichende Dunkelheit gebannt zu sein; wie doppelt grässlich jetzt, wo ihn ausserdem noch die wilde Wuth des Schmerzes und die frische Erinnerung an seine Frevel peinigt! Aber trotz dieser Leiden tritt seine Liebenswürdigkeit jetzt herrlicher hervor als je: sein Stolz, seine Herrschsucht ist gebrochen; kein Argwohn trübt mehr den Adel seiner Seele; seinen Leichtsinn, seine Uebereilung hat er gebüsst. Mit welcher Wärme dankt er dem Chor, der ihn zu trösten sucht; er hat seine Freunde, obwohl er sie nicht sehen kann, an dem Ton ihrer Stimme leicht erkannt. Seine Schuld gesteht er reuig ein; von Apollon zwar ist dies Leiden verhängt, aber als ein verdientes; deshalb hat er selbst die Strafe vollzogen. Damit er nicht länger an dem Orte zu verweilen brauche, der seine Frevel gesehen hat, fleht er inbrünstig, man möge ihn verstossen aus dem thebischen Lande, ihn, den schrecklichen Bösewicht, den der Fluch der Sünde und der unsterblichen Götter unvertilgbarer Hass verfolgt. Doch nicht selten werden diese Ausdrücke der Reue, des Schuldbewusstseins, deren Wahrheit der Chor ausdrücklich bestätigt, unterbrochen von ungerechten Verwünschungen derer, die, obwohl unschuldig und in der besten Absicht, an der Bestimmung seines Geschickes sich betheiligt haben. Er flucht dem Hirten, der die Fessel einst von seinem Fusse nahm, der ihn vom Tode erlöste und dem Leben wiedergab — einem Leben, das ihm nur Schmerz und Leid bringen sollte. O wäre er doch damals gestorben, das wünscht auch der Chor: dann lebte er sich selbst und seinen Freunden nicht zu solcher Pein. Dann hätte er nie die Frevel begangen, die ihn jetzt von der Gemeinschaft der Menschen scheiden; dann wäre sein Gewissen nicht schuldbefleckt und seine Mutter wenigstens von einem Greuel verschont geblieben.

Der Theil unserer Tragödie, dessen Inhalt wir so eben angegeben haben, ist ein Kommos, eingeleitet durch zwei anapästische Systeme des Chors (V. 1297—1306) und eines des Oedipus (V. 1307—1311). Sein Metrum ist in den Versen, die der Chor spricht, iambisch; in den Klageliedern des Oedipus ist das Grundmass das dochmische, das Sophokles in den leidenschaftlichen Scenen der Exodoi in grosser Mannichfaltigkeit der Formen benutzt hat. Untermischt sind die Dochmien theils mit iambischen, theils mit kretisch-trochäischen Versen; auch findet sich einmal der Trochäus semantus[91]).

[91]) G. Herm. zu V. 1333.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdem Oedipus in dieser Klage die erste Heftigkeit des Schmerzes gleichsam überwältigt hat, wird er allmählich ruhiger; die Vernunft fängt wieder an zu sprechen, die Aufregung des Gefühls lässt nach; auch das Metrum beruhigt sich und geht von der gewaltig erschütternden Kraft der Dochmien in die gemessene Bedächtigkeit der iambischen Trimeter über. Der Chor hatte die Meinung ausgesprochen, ein augenblicklicher Tod wäre für den Armen besser gewesen als dieses traurige Leben in ewiger Nacht. Dieser Ansicht widerspricht Oedipus nachdrücklich. Denn hätte er sich augenblicklich das Leben genommen, so hätten seine Augen unten im Hades Vater und Mutter, an denen er so schwer gefehlt hat, anschauen müssen. Aber weder diese, noch seine Kinder, noch die Vaterstadt Theben und der Götter Bilder durfte er je wieder sehen: wie sollte er noch Thebens Bürgern vor die Augen treten? Nein, am liebsten hätte er auch noch das Ohr gegen des Lautes Ströme verriegelt und so seinen Leib ganz gegen die Aussenwelt abgeschlossen. Was ist sein ganzes Leben gewesen, als eine ununterbrochene Reihe von Leiden und Sünden? Seine Geburt, durch des Gottes Orakel dem eigenen Vater Anlass zum Tode; seine Aussetzung, seine Rettung, seine Erziehung in Korinth durch liebevolle Pflegeeltern; sein Zug nach Delphi, der Mord am Dreiwege, die Ehe mit der Mutter, die Erzeugung von Kindern mit der, die ihn geboren — alle diese Ereignisse, selbst die, welche man glückliche nennen könnte, haben dazu beigetragen, ihn zum unglückseligsten aller Menschen zu machen. So ist keine Rettung für ihn, als Verbannung, oder, was ihm noch erwünschter wäre, der Tod, den er vom Chor inbrünstig erfleht. Doch der allein kann nichts gewähren: er ist nur Bürger, nicht Herrscher von Theben: nur einer, Kreon, kann des Oedipus Wunsch erfüllen oder verwerfen; und gerade zur rechten Zeit tritt er aus der Seitenthür des Königspalastes hervor.

Oedipus muss, sobald ihm der Chor das Auftreten Kreons ankündigt, in ernstliche Verlegenheit gerathen. Was wird sein Schwager thun, da der Wechsel des Schicksals die Stellung der beiden Männer so vollständig verwandelt hat? Wird er Rache suchen für frühere Beleidigung? Wird er nicht wenigstens Hohn und Spott bereit haben für den, der als König ihm einst, wie er jetzt selbst einsieht, ungerecht den Tod gedroht hat? Aber nicht, um den Unglücklichen zu verhöhnen, ist er genaht: er tadelt es nur, dass der von so vielen Freveln Befleckte so unverhüllt ausserhalb des Hauses dem Lichte der Sonne sich zeigt. Er befiehlt ihn hineinzubringen, da nur Verwandte solches Leid anschauen dürfen. Oedipus, von seiner Furcht erlöst, aber wieder an die Greuel erinnert, deren unseliger Raub er geworden ist, bittet den edlen Mann, ihn nicht ins Haus, sondern nach dem Befehle des Gottes ganz aus dem Lande führen zu lassen. Kreon jedoch, um jeden neuen Frevel zu vermeiden, zieht es vor, darüber noch einmal bei dem Gotte anzufragen. Diesem Entschlusse muss sich Oedipus, so ungern er es thut, fügen; und in der bestimmten Hoffnung, dass der Gott ihm seinen heissesten Wunsch bald erfüllen werde, giebt er dem Kreon seine letzten Aufträge. Der Leichnam der Iokaste soll ganz nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seines Schwagers Willen begraben werden; ist es doch seine Schwester, für die er diese Mühe übernehmen wird. Oedipus aber will hinfort nicht länger leben in Theben, seiner Väter Stadt; nach den Bergen zieht es ihn hinaus, nach dem Kithäron, den ihm ja schon seine Eltern als sicheres Grab ausersehen hatten; dort will er nach ihrem Willen sterben. Seine eigene Zukunft macht ihm keine Sorge; aber um seine Kinder grämt er sich, von denen vorzüglich die beiden Mädchen nunmehr ganz verlassen sind. Sie sind bisher nie von ihm getrennt gewesen; seine Freuden haben sie getheilt, seine trüben Stunden erheitert, und er soll sie nun nimmer wiedersehen. Dieser Kummer übermannt ihn: er kann den Wunsch nicht unterdrücken, sie noch einmal zu umarmen, noch einmal mit ihnen zu klagen. Kreon, der ihm mit Freuden diese Bitte als ein Zeichen seiner Versöhnung gewährt, ist schon nach den Kleinen gegangen und führt sie so eben aus der einen Seitenthür des Königspalastes auf die Bühne. Sie sind noch sehr jung und nicht im Stande, den ganzen Umfang des Jammers zu fassen, der über ihren Vater und sie selbst hereingebrochen ist: aber sie sehen sein entstelltes Antlitz, seine leeren, trostlosen Augenhöhlen, und das ist ihnen genug. Oedipus hört sie mit unterdrückter Stimme schluchzen; er ergreift sie mit seinen Bruderhänden und drückt sie mit Wehmuth und Wonne an sich. Wie bitter aber ist diese Wonne, wie schmerzvoll diese Freude, seine Kinder zu umfassen und sie nicht sehen zu können! O dass sie ihren Vater in diesem Zustande anschauen müssen, dass sie ihrem Bruder ihr Dasein verdanken! Und mit wie bangen Sorgen muss ihn ihre Zukunft erfüllen, die ihm trostlos und elend erscheint! Ausgeschlossen von allen Freuden des Lebens, verstossen von den Bürgern ihrer Vaterstadt, gehasst als Sprossen eines gottlosen Bundes, werden sie einsam, verlassen, ohne Gemahl, ohne Schützer und Freund ihr Dasein hinschleppen. Wer wird sich ihrer annehmen? Einer kann es thun, und dieser eine ist tödtlich von ihrem Vater beleidigt. Aber er ist auch ihr Oheim; und da Oedipus sein Unrecht offen gegen ihn eingestanden hat, so hofft er mit voller Zuversicht, dass Kreon als ein Ehrenmann ihm verzeihen werde. Dem tief Gekränkten vertraut er sein theuerstes Gut, seine Töchter an, und er ist fest überzeugt, dass er sie den besten Händen übergiebt. — Kreon macht endlich der rührenden Scene ein Ende; er ermahnt den Oedipus, in den Palast zu gehen; seiner nochmaligen Bitte, ihn vielmehr gleich von hinnen zu senden, setzt er den noch nicht erforschten Willen des Gottes und die Erwartung entgegen, dass dieser vermuthlich bald seine Entfernung genehmigen werde. Mit schwerem Herzen entschliesst sich zuletzt Oedipus, die Kinder von sich zu lassen und den Palast zu betreten. Die Mittelthür desselben schliesst sich hinter ihm zum letzten Male.

Damit ist das Drama geendet; der Chor macht mit wenigen Worten auf die Unbeständigkeit des Geschickes aufmerksam, dessen gewaltiger Macht selbst ein Oedipus habe erliegen müssen. Auch er entfernt sich dann durch den rechten Eingang der Orchestra, durch den er eingetreten war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf